

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 6 (2016), 3

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2016

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

PATRICE M. DABROWSKI / STEFAN TROEBST:
Vom Gebrauch und Missbrauch der Historie.
Geschichtspolitik und Erinnerungskulturen in
Ostmittel- und Südosteuropa (1791–1989). Leip-
 zig: Leipziger Universitätsverlag, 2014, 67 S. =
 Working Paper Series. Global and European
 Studies Institute at the University of Leipzig, 7.
 ISBN: 978-3-86583-845-2.

Im Zentrum der kurzen Abhandlung steht die Instrumentalisierung von Geschichte als „politisches Argument“ (S. 5) durch Herrscher und Beherrschte gleichermaßen. Den thematischen Rahmen bilden hierbei die Geschichtspolitiken und Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Südosteuropa vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins späte 20. Jahrhundert. Der Text gliedert sich in fünf Teile. Nach einer knappen Einführung, die die benutzten Termini kurz erläutert und den Forschungsstand skizziert, werden die im sogenannten „langen“ 19. Jahrhundert dominierenden, von der Romantik und dem aufkommenden Nationalismus beeinflussten Erinnerungsnarrative beleuchtet. Thematisiert werden u. a. das auch als Völkerfrühling bezeichnete und vor allem für weitere Entwicklungen im habsburgischen Herrschaftsraum so bedeutende Revolutionsjahr 1848, die Utopie des Panslawismus, der „Sonderfall“ Osmanisches Reich und die „ethnoreligiös geprägte(n) Erinnerungskulturen“ (S. 36) der Nationalgesellschaften auf dem Balkan. Diesem längeren Kapitel stellen die Autoren quasi als Gegenspiegel die Neu- und Umformungen der verschiedenen Erinnerungs- und Nationaldiskurse in der Zwischenkriegszeit und im Zweiten Weltkrieg gegenüber. Der vierte Abschnitt behandelt sodann die Einbindung der Erinnerungsnarrative in die Geschichtspolitiken der nationalkommunistischen Regime in Osteuropa von 1945 bis 1989.

Mit dem Beitrag ist den Autoren im Wesentlichen der Versuch gelungen, einen episodenhaften Abriss der heterogenen Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Südosteuropa zu geben. Resümierend weisen Dabrowski und Troebst auf die erinnerungskulturellen Gemeinsamkeiten der verschiedenen Nationalgesellschaften und Staaten Ostmittel- und Südosteuropas hin. So sei insbesondere die transnational prägende Dimension der Religion für diese Region hervorgehoben, „hier vor allem ihre kultischen Elemente wie der primär römisch-katholische Marienkult, der indes auch in den orthodoxen Bereich übergreift, desgleichen der für ganz Ostmittel- und Südosteuropa typische Kult um Nationalpatrone, wobei vor allem derjenige um die ‚Slavenapostel‘ Kyrill und Me-

thod konfessionsübergreifend wirkt“ (S. 63). In dem hier behandelten ostmittel- und südosteuropäischen Raum hätten – im Gegensatz zu Westeuropa – das Überdauern der in ihrer ethnischen Zusammensetzung heterogenen Herrschaftskonglomerate „von Osmanen, Habsburgern und Romanovs bis in das 20. Jahrhundert und der dadurch bedingte späte Beginn der Nationalstaatsbildung“ in erster Linie dafür gesorgt, dass „die Konzepte von ‚Nation‘ und ‚Religion‘ so eng miteinander verknüpft“ (S. 7) seien. Als wirkmächtig erachten die Verfasser zudem richtigerweise die „transnationale[n] Erinnerungstopoi vom *antemurale*-Typus, der teils religiös, teils zivilisatorisch konnotiert ist“, wie auch die supranationalen Identitätskonstruktionen einer „allslavischen Gemeinsamkeit“ (S. 64). Vor allem im Hinblick auf die ostmittel- und südosteuropäischen Bollwerksdiskurse muss aber deren oberflächliche Skizzierung durch die Verfasser enttäuschen. Während dem kroatischen Vormauertopos noch ein eigenständiges – aber sehr kurzes – Unterkapitel (S. 42–44) eingeräumt wird, werden die ungarischen oder polnischen Bollwerksbilder nur im Vorübergehen angedeutet. Dabei sind – abgesehen von der *nota bene* weit größeren Überlieferungsdichte als in Kroatien – die *antemurale*-Topoi in Ungarn und Polen seit dem späten Mittelalter von zentraler Bedeutung für die erinnerungskulturellen Identitätskonstruktionen dieser Länder gewesen.

Abschließend verweisen die Autoren auf drei Faktoren, die die Kollektivgedächtnisse in Ostmittel- und Südosteuropa grundlegend bestimmten: Zum Einen sei die individuelle Erfahrung der Zwischenkriegszeit, des Zweiten Weltkrieges wie auch der Zeit des Staatssozialismus nach 1989/1991 in zahlreichen Memoiren publiziert worden und Sorge bis heute für eine fortwährende Präsenz der – je nach Verfasser – unterschiedlichen Erinnerungsnarrative. Zum Anderen spielten in dem behandelten Raum das Familiengedächtnis und die mündliche Überlieferung eine beträchtliche Rolle. Darüber hinaus seien „die regierungsamtlichen Gebrauchs- und Missbrauchsweisen von Geschichte seit der ‚Wende‘ vor allem eine Wiederholung der Geschichtspolitik der Regierungen der Zwischenkriegszeit.“ (S. 64)

Neue Erkenntnisse liefert die Abhandlung hiermit nicht und kann sie auch ob der kurzen Darstellung und des geographisch wie zeitlich weit gefassten Themas nicht liefern. Vielmehr eignet sich das Buchlein hervorragend als Einstiegs- und Überblickslektüre zu den osteuropäischen *lieux de mémoire* und ihrer Instrumentalisierung vom späten 18. Jahrhundert bis zum Zusammenbruch des Ostblocks 1989. Zielgruppe dürften hier also vor allem Geschichtsstu-

dentem sein, liefert der Beitrag doch neben einem thematischen Querschnitt auch wertvolle bibliographische Hinweise zu den ostmittel- und südosteu-

ropäischen Erinnerungsnarrativen und Identitätskonstruktionen.

Paul Srodecki, Gießen

ANDREJ L. JURGANOV (Hg.): Istočnikovedenie kul'tury. Al'manach. [Quellenkunde der Kultur. Almanach]

Vyp. 1. Moskva: RGGU, 2007. 383 S., 17 Abb. = ISBN: 978-5-7281-0918-1.

Vyp. 2. Moskva: RGGU, 2010. 481 S. = ISBN: 978-5-7281-1077-4.

Die im Abstand von drei Jahren erschienenen ersten Bände der Zeitschrift (oder Reihe?) *Quellenkunde der Kultur* der Russländischen Staatlichen Humanistischen Universität in Moskau wurden zur Festigung dieser „speziellen Disziplin der historischen Phänomenologie, einer neuen Richtung in der Geschichtswissenschaft“, veröffentlicht (1, S. 7). Die Beiträge, so die Herausgeber, wenden sich von einer positivistischen Herangehensweise ab, auch wo die Verfasser nicht der favorisierten „phänomenologischen Bewegung“ zugerechnet werden können (1, S. 9). Der hier vertretene „Positivismus mit phänomenologischem Einschlag“ (2, S. 7) soll, anstatt „objektivistisch“ „Fakten“ in den Quellen zu suchen, das Hauptaugenmerk auf „Fakten eines fremden Bewusstseins als einziger Wirklichkeit der Vergangenheit“ richten (1, S. 9). Der Herausgeber A. L. Jurganov definiert „Kultur“ dabei allzu knapp als „jede Erscheinung des menschlichen Denkens“, ohne auf andere Möglichkeiten einzugehen. Die Gelegenheit, weiterreichende Überlegungen im Sinne der „neuen Kulturgeschichte“ aufzugreifen, wird versäumt. Dennoch sind mehrere Beiträge von Interesse.

I. K. MIRONENKO-MARENKOVA untersucht eine hagiographische Schrift der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der das Leben eines in der Quel-

le als „jurodivyj“ bezeichneten Narren in Christo geschildert wird. In der Kombination annalistischer und biographischer Details wird das Bestreben des Verfassers sichtbar, von der früher üblichen Verewigung der Beobachtung hin zu einer phänomenologischen Beschreibung der Autopsie überzugehen. Für das von den Herausgebern angedachte breite Spektrum der fortlaufenden Publikation steht auch ein Aufsatz von D. JU. CHOCHLOV über ein Kriegstagebuch und Fotoalbum eines deutschen Soldaten des Zweiten Weltkriegs. Sodann widmet sich D. I. ANTONOV im selben ersten Heft ausführlich der Analyse der Beschreibung der gesamtgesellschaftlich bedeutenden kulturellen Praxis des Kreuzkusses bzw. des Eids in der mittelalterlichen Literatur der Rus' und konkretisiert den Wandel hin zum Eid auf das Evangelium in der Frühen Neuzeit. JU. E. BUKATINA reflektiert quellenkritische Überlegungen bei der Deutung von Märchen, die sich mit dem Wandel von positivistischen hin zu erzähltheoretischen Annahmen im Laufe des 20. Jahrhunderts stark verändert hat.

Im zweiten Band der Zeitschrift wird u.a. in einem Beitrag des Hauptherausgebers A. L. JURGANOV auf mehr als 150 Seiten die Entstehung der stalinistischen „wissenschaftlichen Konvention“ des „Russischen Nationalstaats“ in den späten 1930er Jahren behandelt. Zudem leistet ČOI ČIN SOK eine gelungene Einführung in Vorstellungen kultureller Dynamik bzw. der „Karnevalisierung“ in den Arbeiten von Michail Bachtin. I. G. VENJAVKIN richtet mit einer verdienstvollen Analyse und Edition von bisher unpublizierten Teilen eines literarischen Selbstzeugnisses der Jahre des „Großen Terrors“ das Augenmerk auf Aspekte des Stalinismus.

Stefan Rohdewald, Gießen

SANNA TUROMA / MAXIM WALDSTEIN (Hrsg.): Empire De/Centered. New Spatial Histories of Russia and the Soviet Union. Farnham: Ashgate, 2013. 285 S., 24 Abb. = Empires and the Making of the Modern World, 1650–2000. ISBN: 978-1-4094-4786-3.

Nachdem mit dem Ende der Sowjetunion „the last empire“ kollabiert und nur noch als vergangenes Phänomen betrachtet worden sei, seien angesichts

der Globalisierung, der postkolonialen Diskurse und neuer Nationalismen Zweifel an der Annahme entstanden, nationale Identität und Nationalstaat stellten natürliche, universelle und/oder normative Formen der sozialen Beziehungen dar. Folglich seien Imperium und Imperialismus in der akademischen und öffentlichen Diskussion in einem viel größeren Maße präsent, als viele zunächst geglaubt hätten. Bei dieser Feststellung haben die Herausgeber vor allem das Russländische Reich und die Sowjetunion vor

Augen, die nach Meinung Tuomas und Waldsteins nur eine marginale Rolle im zeitgenössischen Diskurs über Imperien, *Postcolonial Studies* und *New Imperial History* spielten. Diese Behauptung ist zumindest recht kühn und möglicherweise der Tatsache geschuldet, dass entsprechende Studien aus deutscher Feder nur vereinzelt Eingang in die von den Herausgebern versammelten Beiträge gefunden haben, um diese Beobachtung schon zu Anfang festzuhalten.

Wie TUOMA und WALDSTEIN in ihrer Einleitung hervorheben geht es ihnen darum, Russland und die Sowjetunion wieder in den Fokus der akademischen Diskussionen, Theorien und Forschungen zu rücken und, anknüpfend an gegenwärtige Analysekonzepte, to „decenter“ und „to ‚de-provincialize‘ Russia“ (S. 2). Anders ausgedrückt, die Ansprüche der klassischen „Western grand narratives“ auf universelle Anwendung und normativen Status sollen in Frage gestellt und in die Geschichte der westlichen Modernität ein ambivalentes Element eingeschrieben werden. Dabei werden die russischen und sowjetischen imperialen Erfahrungen nicht als einmalig und exzeptionell betrachtet, sondern als paradigmatisch für die praktische Wirklichkeit und als anationale Identifikationen, die in den modernen westlichen Narrationen oft verschwiegen oder unterdrückt worden seien. Nachgefragt und untersucht, so heißt es weiter, wird dazu nicht der imperiale Charakter einer bestimmten politischen Einheit, sondern Beispiele für imperiale Situationen usw. Gleichzeitig sollen „spatial and imperial ‚turns‘“ methodisch zusammengefasst werden, um so den Schwerpunkt der Untersuchungen von den Zentren zu den Peripherien zu verlegen und von der binären Unterscheidung zwischen zwei hierarchisch geordneten, klar unterschiedenen sowie homogenen Verfassungen und Bevölkerungen als Gegenstand der Forschung wegzukommen. Imperium ist demnach Raum, und eine „imperiale Situation“ wird definiert als ein Set politischer, sozialer und kultureller Muster und Beziehungen, die über die Grenzen zwischen Nationen sowie zwischen „Nation“ und „empire“ hinausreichen.

„Deconstructing“ und „decentering“ des bisher vorherrschenden westlichen, d. h. nationenfixierten Verständnisses von Raum und Zeit werden dann in Einzelbeiträgen exemplifiziert, untergliedert in vier Teile, die wesentliche Dimensionen des Forschungsfeldes beleuchten sollen. Zunächst geht es um intellektuelle Konstruktionen von Raum und Räumlichkeit im Kontext eurasischer Wahrnehmungen. SERGEY GLEBOV untersucht die holistische Konzeption von Russland/Eurasien des Strukturalisten Roman Jakobson und dessen epistemologische Anleihen bei

Friedrich Ratzel, Petr N. Struvickij und Nikolaj Trubeckoj. Dessen systemischer Ansatz wird von Glebov, der die vielfachen Unzulänglichkeiten von Jakobsons Strukturalismus nicht übergeht, als universales Projekt einer Supra-Wissenschaft und daher als ideale Sprache für das Imperium im 20. Jahrhundert charakterisiert. Georgij Vernadskijs Identitätssuche zwischen Russland und Ukraine mit Hilfe des Eurasisien-Paradigmas ist Gegenstand einer Abhandlung von IGOR TORBAKOV. Er macht deutlich, wie sehr Vernadskijs eurasischer Ansatz, die Geschichte von Ukrainern und Weißrussen mit der Russlands zu verbinden, die Geographie Eurasiens im Blick hat, aber eher ungenügend den multiethnischen Faktor im Verschmelzungsprozess von Russland und Eurasien. MARLÈN LARUELLE beleuchtet den geographischen Determinismus und die kosmischen Visionen in den Ideologien von Gumilev bis hin zu den postsowjetischen Meinungsmachern einschließlich Dugins. Die Expansion im terrestrischen Raum, so Laruelle bedinge die Faszination für den Kosmos, der Russland und der russischen Seele selbst die himmlischen Sphären zu eröffnen scheine.

Im *Spatial Science and Geographic Knowledge* überschriebenen zweiten Kapitel wird zunächst D. I. Mendeleevs Raumvorstellung von Russland als eines besonderen geschichtlichen Organismus vorgestellt. Dessen demographische, wirtschaftliche und andere Zentren als dynamische Elemente der Raumplanung waren in der Sowjetunion Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen den Vertretern wissenschaftlich-rationaler und den Anhängern teleologisch-ideologischer Planungskonzepte, wie NICK BARON in seinem Beitrag herausarbeitet. Der Regionalisierung im Diskurs der Geographen seit K. Arsen'ev zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist ein Aufsatz von MARINA LOSKUTOVA gewidmet. Sie skizziert in einem knappen Abriss die unterschiedlichen methodischen Ansätze, Regionen in ihren Unterschieden und Besonderheiten zu identifizieren, und unterstreicht die Bedeutung von Katastern, die eine Provinz oder Region für die Verwaltung „lesbar“ machten – für die Zemstva wie für sowjetische Administratoren. Unter der Überschrift *Political and Cultural Economy of the (Post)-Soviet Space* folgen drei Beiträge, in der die Handhabung von Raum und Räumlichkeit in unterschiedlichen politischen und sachlichen Kontexten in sowjetischer und nachsowjetischer Zeit expliziert wird. ULRICH BEST zeigt am Beispiel einer von den Comecon-Staaten gemeinsam gebauten Erdölpipeline die Widersprüche zwischen Ost-Westkonflikt und internationaler Wirtschaftskooperation sowie jene in einem hierarchisch konstruierten sozialistischen

Raum. Als solcher wird die Baustelle betrachtet, auf der jeder beteiligten Nation ein eigener Bauabschnitt zugewiesen war. Dass diese Segmentierung in der Praxis vielfach nicht eingehalten wurde, sondern die Abgrenzungen überwindbar waren, ist Best ein Beleg für die Transformation vom angeblich aus container-ähnlichen Einheiten bestehenden westfälischen Staatensystem mit exklusiver territorialer Souveränität hin zur nachwestfälischen Ordnung in Europa. Diese Behauptung ist sehr erklärungsbedürftig, um nur das Geringste zu sagen. Weniger nebulös ist der nachfolgende Beitrag von KATRI PYNNÖNIEMI, welche die defizitäre Transportinfrastruktur der Russländischen Föderation und den damit einhergehenden politischen Diskurs über Russland als eurasische Brücke vor dem Hintergrund fehlender Modernisierungsfortschritte beleuchtet. Einen interessanten Einblick in die Debatte über Sowjetimperialismus und die Rezeption bzw. die geringe Beachtung der postkolonialen Theorie in Polen bieten die Ausführungen von TOMASZ ZARYCKI. Er legt dar, wie derzeit immer noch die historischen Erfahrungen Polens mit Russland und der Sowjetunion, die Beschäftigung der Eliten mit Polens Westintegration und die anhaltende Diskussion über Identität und Platz Polens zwischen Ost und West eine nicht unerhebliche Rolle spielen und so für den postkolonialen Theoriediskurs wenig Raum bleibe.

Imperialen Repräsentationen in Medien, Kunst und Literatur sind schließlich vier Beiträge im letzten Abschnitt des Buches gewidmet. Die Darstellung der frühen Sowjetunion in zeitgenössischen finnischen Karikaturen wird von ANNI KANGAS auch bildlich dem Leser vor Augen geführt. SANNA TUROMA zeigt, wie die territoriale Größe der Sowjetunion in der nachstalinischen Ära von Schriftstellern und Publizisten zur Identitätsbildung der Sowjetmenschen genutzt wurde. IINA KOHONEN hebt in ihrer Studie die immense identitätsstiftende Bedeutung hervor, die dem sowjetische Raumprogramm in den 1960er

Jahren zukam, dessen Visualisierung zudem dazu beitragen sollte, Mond und Weltraum dem imaginierten imperialen Raum der Sowjetunion zu inkorporieren. Im letzten Beitrag zeigt KEVIN PLATT, dass der Begriff „Kultur“ kein an politische Grenzen gebundenes Phänomen darstellt, sondern im post-sowjetischen Raum neue Zentren russischer Kultur entstehen ließ. Er veranschaulicht dies am Beispiel russischer Medien und russischsprachiger Literaten in Lettland. Letztere hätten dort nicht nur neue Poetiken entwickelt, sondern auch den ethnischen Provinzialismus des Zentrums durch eine kosmopolitische Öffnung überwunden und mit neuen Impulsen die Innovationsfähigkeit der russischen Kultur mit ihrer weltweiten Bedeutung demonstriert.

Die in dem Sammelwerk präsentierten Beiträge sind von unterschiedlicher Qualität. Dessen ungeachtet veranschaulichen sie alle, was nach Meinung der Herausgeber unter Entprovinzialisierung und „*decentering*“ als neue Sichtweise auf imperiale Zentrum-Peripherie-Beziehungen den Lesern vor Augen geführt werden soll. Allerdings ist auch in der seriösen Forschung zwar von asymmetrischen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie die Rede, aber keineswegs nur in Form von hierarchisch eindeutig geordneten Abhängigkeiten, die frei jeglicher Ambiguität, dynamischer Veränderungen und sich wandelnder Eigen- und Fremdwahrnehmung wären. Auch dass Imperien und imperiales Denken noch lebendig sind und vom nationalstaatlichen Paradigma als soziales Organisationsprinzip nicht verdrängt werden konnten, ja nationalstaatliche Elemente längst integriert haben, ist gleichermaßen kein neuer Befund. Wahrscheinlich erwecken auch deshalb manche Beiträge den Eindruck des Bemühten und Überpointierten. Dessen ungeachtet bietet der Sammelband durchaus Anregungen und Anstöße zu neuen Fragen.

Rudolf A. Mark, Hamburg

MARCUS FRANKE: Russlands Zivilgesellschaft. Von Stalin zu Putin. Berlin: OEZ Berlin-Verlag, 2014. 203 S. ISBN: 978-3-942437-32-5.

Der Klappentext verspricht eine Art Rehabilitierung von Putins gelenkter Demokratie als notwendiger Etappe im Transformationsprozess Russlands hin zu mehr Demokratie und Pluralismus. Diese Frage wird vor dem Hintergrund einer Skizze zivilgesellschaftlicher Entwicklung von Stalin (!) zu Putin erörtert. Dass der Autor bei Stalin keine Ansätze für Zivilge-

sellschaft erkennen kann, verwundert nicht. Dass ihm das für die folgenden Entwicklungsepochen von Chrusčev bis Jelzin auch nicht gelingt, hat viel mit dem höchst normativen und institutionenbezogenen Konzept von Zivilgesellschaft zu tun, dass Franke zur Anwendung bringt, und mit einer äußerst fragwürdigen Beschränkung auf deutschsprachige und teils (damals) schlicht tagesaktuelle Analysen, welche die reiche englischsprachige Forschung zu *civil society* oder zum problematischen Verhältnis von Privatem und Öffentlichem in der Sowjetunion und im Post-

sozialismus einfach übergeht. Auch russische Forschung wird nur selektiv durch Übersetzungen rezipiert. Gorbachevs *Perestroika* von 1987 ist der einzige englischsprachige Titel, der zitiert wird.

Auf dünner Quellengrundlage neigt der Autor dann mitunter zu weitreichenden Generalisierungen. Dies gilt etwa für die Rückschlüsse über den Moskauer *Klub der sozialen Initiative* (S. 102–105), der als Beleg der „Elitenlastigkeit“ der sowjetischen Kluböffentlichkeit dient. In diesem Zusammenhang sind Frankes Befunde auch widersprüchlich, etwa wenn er für die Brežnev-Zeit nur die Dissidentenbewegung anspricht, für die Perestroika dann aber konstatiert, dass informelle Gruppen „im Grunde [...] Weiterentwicklungen bestehender Klubs und (Freizeit-)Vereine“ (S. 102) gewesen seien. Interessanterweise fehlen auch alle Hinweise auf die nationalen Bewegungen der späten achtziger und frühen neunziger Jahre. Das wichtige NGO-Gesetz von 2006 und seine Verschärfung 2012 werden ebenfalls nur auf Grundlage von Sekundärquellen abgehandelt.

Auffallend ist auch die fehlende Distanz zu den Quellen, etwa in den Abschnitten über Putin, in denen die Denunziation der Jelzin-Jahre relativ unkritisch übernommen wird, gleichzeitig aber die Möglichkeit betont wird, dass Putins Politik entgegen allem Augenschein langfristig auf eine Demokratisierung ausgerichtet sein könnte (S. 145, 147, 156–158). Russische Defizite wie die „mangelhafte Durchlässigkeit zwischen politischem Prozess und Öffentlichkeit“ werden schließlich mit einer „systemimmanenten Problematik aller kapitalistischen parlamentarischen Demokratien“ gleichgesetzt. Das war schon 2012, zum Zeitpunkt der Abfassung, eine gewagte Behauptung.

Leider sind auch andere originelle Thesen selten überzeugend belegt oder durchargumentiert, etwa die Parallelen zwischen der Perestroika und Putins

Politik, die als „Perestroika 2.0“ bezeichnet wird. Nach Frankes Ansicht bestehen diese im angeblichen Primat der Ökonomie und in langfristig gedachter Stabilisierung (S. 141, 169). Über weite Passagen ermüdet auch die gestelzte Sprache des Autors mit ihren Tautologien, etwa wenn der Autor der Sowjetunion in der Perestroika einen „existierenden Zeitungspluralismus“ attestiert und zugleich „Widersprüche zwischen progressivem Fortschritt und Konservierung alter Strukturen“ feststellt (S. 99). *Pussy Riot* und Aleksej Naval'nyj werden bei Franke zu Vertretern „einer problemidentifizierenden und kremlkritischen Zivilgesellschaft“ (S. 154).

Ich habe verwundert zur Kenntnis genommen, dass dieses Buch auf einer preisgekrönten Diplomarbeit in Fachbereich Politologie an der Universität Göttingen beruht. Nicht dass es Franks Argumentation an Stringenz mangeln würde, aber sein Ansatz und seine Quellengrundlage sind schlicht zu eng, um zu weiterführenden Erkenntnissen zu kommen. Meiner Ansicht nach ist dies nicht so sehr dem Autor, sondern den wissenschaftlichen Betreuern anzulasten. Peter W. Schulze, in dessen Umfeld die Arbeit offensichtlich entstanden ist, steuerte ein ausgedehntes Vorwort bei. Auch damit tut er Franke nicht unbedingt einen Gefallen. Der langjährige Leiter der Niederlassung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Moskau breitet darin seine Sicht der politischen Entwicklung in Russland bis Anfang 2014 ziemlich ungeordnet aus, nimmt aber die Kernthesen Frankes vorweg. Darüber hinaus scheint diese Einführung nicht redigiert worden zu sein und wimmelt von Tipp- und Zeichensetzungsfehlern.

Fazit: Wer Fragen zu spezifischen Ansätzen und Formen der zivilgeschichtlichen Vergangenheit und Entwicklungsperspektive in Russland hat, wird in diesem Band kaum nuancierte Antworten finden.

Christian Noack, Amsterdam

Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2012 god: Problemy èllinizma i obrazovanija Bosporskogo carstva. [Die ältesten Staaten Osteuropas. Jahr 2012: Probleme des Hellenismus und der Bildung im Bosporianischen Reich.] Otv. red. A. V. Podosinov / O. L. Gabelko. Moskva: Russkij fond Sodejstvija Obrazovaniju i Nauke, 2014. 399 S., 8 Abb. ISBN: 978-5-91244-118-9.

Der jüngst vorgelegte Band der Reihe *Die ältesten Staaten Osteuropas* umfasst die Ergebnisse von zwei in Moskau im Jahr 2012 organisierten wissenschaftlichen Veranstaltungen, die sich einerseits mit der

Entwicklung des Bosporianischen Reiches und andererseits mit verschiedenen Fragen zur Epoche des Hellenismus beschäftigten. Ihre thematische Nähe führte die Herausgeber zur Idee einer gemeinsamen Publikation, die sich – gemäß Umschlagtext – explizit an Spezialisten der Altertumswissenschaften wendet. Dabei zählt das Bosporianische Reich im Nordosten des Schwarzen Meeres seit langem zu den zentralen Betätigungsfeldern der ukrainisch-russischen Forschung, während dieser beeindruckende Territorialstaat, dessen Wurzeln bis in das 5. Jh. v. Chr. reichen, hierzulande bislang nur selten im wissenschaftlichen Fokus stand.

Eingeleitet wird der russischsprachige Band zunächst durch einen ausführlichen Nachruf auf den Trierer Althistoriker Heinz Heinen, der im Juni 2013 im Alter von 71 Jahren verstorben ist (S. 3–11). Wie kein anderer deutscher Wissenschaftler prägte Heinen die internationale Kooperation mit osteuropäischen Kollegen, die er gerade auch zu Zeiten des Eisernen Vorhangs trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge aufrechtzuerhalten verstand. Es ist maßgeblich mit sein Verdienst, dass die Altertumswissenschaften in Ost und West seit dem Beginn der 1990er Jahre sehr schnell wieder in einen engen, kollegialen Austausch treten konnten. Diesem Vermächtnis Heinens wird der Nachruf von I. A. Laby-nin gerecht.

Der erste Hauptteil der Publikation (S. 13–235) wird eingeleitet durch A. V. PODOSINOV als verantwortlichem Mitherausgeber und damaligem Moderator des Runden Tisches zum Thema *Die Entwicklung des Bosporianischen Staates: von der Polis zum Reich*. Die einführenden Informationen sind tatsächlich bemerkenswert relevant für ein Verständnis der folgenden Beiträge. So erfährt der Leser, dass den Teilnehmern der Veranstaltung vorab ein ganzer Katalog an Fragen zugegangen war, die alle wesentlichen Bereiche der aktuellen Diskussion zur Entstehung und Frühzeit des Bosporianischen Reiches betreffen, und dass die grundsätzlichen Thesen zum Themenkomplex der Konferenz den jeweils anderen Wissenschaftlern vor Beginn bereits bekannt gewesen sind. Eben dieses Vorgehen spiegeln die einzelnen Beiträge wider, die vielerorts direkt Bezug aufeinander nehmen, wodurch man sich immer wieder in eine lebhaft Diskussion hineinversetzt meint und der Lesespaß deutlich gesteigert wird.

Dabei bedarf das Studium der im ersten Hauptteil zusammengefassten neun Beiträge tatsächlich umfangreicher sachlicher Vorkenntnisse. Ohne entsprechendes Spezialwissen ist z. B. die Diskussion um Herkunft und politischen Status der Archaianaktiden, die Periodisierung der Genese des Bosporianischen Reiches, die Migration im nordpontischen Raum oder die sog. Protohellenismus-Theorie in ihren relevanten Details schlichtweg nicht zu erfassen. Verfügt man allerdings über dieses Wissen, offenbart sich hier eine hervorragende Darstellung der aktuellen Diskussion führender Wissenschaftler zu diesen Themenbereichen, die ihre jeweiligen Thesen durch die beschriebene Vorgehensweise immer wieder auch direkt vor dem Hintergrund der anderen Beiträge formuliert haben. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat fasst die relevanten Veröffentlichungen der

vergangenen Jahre zusammen, unterstreicht den grundlegenden Charakter der Beiträge und trägt dazu bei, dass hier der derzeitige Forschungsstand umfassend präsentiert wird. In diesem Sinn stellt dieser Teil des Bandes eine echte Bereicherung dar.

Der zweite Hauptteil (S. 236–393) basiert auf dem russisch-ukrainischen Wissenschaftssymposium *Hellenismus: geographische Grenzen, chronologischer Rahmen, Wesenszüge*. Vergleichbar dem Runden Tisch zum Bosporianischen Reich war auch hier im Vorfeld ein Fragenkatalog verschickt worden, der von den Teilnehmern u. a. Stellungnahmen zur Droysen'schen Definition des Begriffes Hellenismus oder zu Termini wie Proto- bzw. Posthellenismus forderte. Anders als beim Runden Tisch, der von Anfang an als reines Diskussionsforum geplant war, wurden hier insgesamt 15 Vorträge zu sehr unterschiedlichen Themen gehalten, von denen neun Eingang in die vorliegende Publikation fanden. Die Konzeption und der deutlich größere thematische Rahmen des Symposions spiegeln sich ebenfalls in den Beiträgen wider, die u. a. das Phänomen der Krönung Ptolemaios I., die autobiographische Inschrift des Priesters Petosiris oder die Rolle der griechisch-makedonischen Bevölkerung während des Niedergangs der Seleukidenherrschaft behandeln – alles interessante Themen, die im Rahmen der vorgelegten Publikation allerdings eine inhaltliche Vernetzung vermissen lassen. Auf diesen zweiten Hauptteil folgen abschließend noch ein Abkürzungs-, ein Autoren- sowie ein Inhaltsverzeichnis. Die Zahl der Abbildungen im gesamten Band ist verschwindend gering.

Die vorgelegte Publikation hinterlässt einen etwas zwiespältigen Eindruck. Der erste Hauptteil besticht durch die interessant konzipierte und umfangreiche Präsentation der aktuellen Forschungsdiskussion zur Entstehungsgeschichte des Bosporianischen Reiches. In einer entsprechend ausgerichteten Fachbibliothek sollte der Band daher auf keinen Fall fehlen. Der zweite Teil hingegen besteht aus Einzelstudien, die demgegenüber analoge Querverbindungen vermissen lassen und sich auch mit dem ersten Teil des Buches allenfalls chronologisch berühren. Im direkten Vergleich erscheint die Konzeption des Symposions daher wissenschaftlich weniger gewinnbringend und die gemeinsame Veröffentlichung eher etwas unglücklich gewählt. Dennoch: die insgesamt sehr hohe Qualität aller Beiträge, die unzweifelhaft an ein Fachpublikum gerichtet sind, rechtfertigt letztlich eine sehr positive Bewertung der gesamten Publikation.

Jochen Fornasier, Frankfurt am Main

Religion, Nation, and Secularization in Ukraine.
Ed. by Martin Schulze Wessel / Frank E. Sysyn.
Edmonton, Toronto: CIUS, 2015. XI, 174 S.
ISBN: 978-1-894865-38-8.

Der vorliegende Sammelband geht zurück auf eine Konferenz des Jahres 2010 in München. Seine Beiträge wurden bereits einmal im *Journal of Ukrainian Studies* (Jg. 37, 2012) veröffentlicht. Wegen des gesteigerten Interesses für nationale und religiöse Themen in der Ukraine und vor dem Hintergrund der ukrainisch-russischen Krise entschlossen sich die Herausgeber, die Studien nochmals als separate Publikation herauszugeben. Ob dieser Entscheid zur eigenständigen Neuauflage richtig war, könnten nur die Verkaufszahlen belegen. Jedenfalls richtet sich der Inhalt mehr an ein enges Fachpublikum, das wohl mit einer Fachzeitschrift erreicht wird. Auch wenn der Titel des Buches verspricht, ein weites thematisches Feld aufzuarbeiten, so bilden seinen Inhalt – wie für einen Sammelband durchaus üblich – inhaltlich recht disparate Detailstudien, für die mit dem Titel eine gemeinsame Klammer gefunden werden musste.

Der einzige Beitrag, der sich nicht ausschließlich auf einen „ukrainischen“ Gegenstand konzentriert und auch diachron (vom 17. bis ins 19./20. Jahrhundert) angelegt ist, stammt von KERSTIN S. JOBST. Sie untersucht in einem aufschlussreichen Artikel, welchen transnationalen und transkonfessionellen – und nicht zuletzt geographischen – Wechselläufen die Verehrung des ersten griechisch-katholischen Heiligen Josaphat Kuncevyč (1580–1623) im Laufe der Jahrhunderte unterlag. Sie zeichnet nach, wie dieser „Märtyrer“ der unierten Kirche in wechselnden Zusammenhängen als Kristallisationspunkt staatlich-konfessioneller (zur Zeit Polen-Litauens im 17. Jahrhundert) und nationaler (polnischer, später auch ukrainischer) Identitäts-, Einschluss- und Ausschlussdiskurse und -versuche gegenüber Russland und der orthodoxen Kirche, aber auch im polnisch-ukrainischen Verhältnis diente.

BURKHARD WÖLLER behandelt, seinem bisherigen Forschungsschwerpunkt entsprechend, ein historiographisches Thema. Er untersucht, wie polnische und ukrainische Historiker zwischen den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg die Kirchenunion von Brest (1596) in ihren Werken beurteilt haben. Nicht völlig überraschend kommt er dabei zu dem Ergebnis, dass diese Urteile standortgebunden ausfielen. Polnische Autoren standen der Union eher positiv gegenüber und interpretierten sie als – wenn auch ungenügend ge-

nutzte – Chance und zivilisatorische Aufgabe des vormodernen polnischen Staatswesens. Ukrainische Historiker beurteilten die Union demgegenüber eher skeptisch, weil sie in ihr Tendenzen zur Schwächung und Spaltung der ruthenischen Nation angelegt sahen.

Mit der Herausbildung der modernen ukrainischen Standardsprache beschäftigt sich MICHAEL MOSER. Er hinterfragt die vorherrschende Meistererzählung, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausschließlich Nicht-Geistliche aus dem russischen Zarenreich mit ihren Schriften die Grundlagen für die moderne ukrainische Standardsprache gelegt hätten, indem sie sich sprachlich an den lokalen Idiomen orientierten und diese verschriftlichten. Mitnichten streitet er die Bedeutung dieser Autoren für den Prozess ab – er bemerkt allerdings auch kritisch, dass deren Beitrag teilweise durch moderne editorische „Manipulation“ ihrer Texte geschönt wurde. Er weist überdies auf die zu wenig beachteten frühen Publikationen griechisch-katholischer Geistlicher aus Galizien hin, die besonders mit ihren nicht-religiösen Veröffentlichungen, mit denen sie die bäuerliche Bevölkerung zu erreichen hofften, ebenfalls eine entsprechende Grundlagenarbeit leisteten.

Unter Hinweis auf einen möglichen Vergleich mit der griechisch-katholischen Geistlichkeit in Galizien analysiert TOBIAS GRILL die „modernisierende“ Rolle einiger Rabbis in den ukrainischen Gebieten des österreichischen und russischen Kaiserreiches. Den Schwerpunkt seiner Ausführungen legt der Autor auf die Städte Lemberg und besonders Odessa. Unter dem Einfluss der deutschen jüdischen Aufklärung setzten dort einzelne herausragende Rabbi-Persönlichkeiten mit der Unterstützung fortschrittlich gesinnter Teile ihrer Gemeinden im Verlauf des 19. Jahrhunderts zahlreiche Reformen durch. Diese betrafen insbesondere Sprache und Form der Liturgie, das Schulwesen und die Armenfürsorge. Eine nicht unwesentliche Absicht dieser Neuerungen war es, die jüdischen Gemeinden und deren Ansehen in den Augen der christlichen Umgebung aufzuwerten und damit eine Annäherung im Sinne der Akkulturation auf den Weg zu bringen. So sollte beispielsweise die Einführung des Deutschen bzw. des Russischen in den Synagogen durch die Transparenz, die damit entstand, antijüdische Vorurteile über den Charakter des Judentums ausräumen. Mit dem offensichtlichen Scheitern dieser Bemühungen angesichts antijüdischer Pogrome im ausgehenden 19. Jahrhundert gewann schließlich der Zionismus als nationale Variante der Emanzipation gegenüber der aufkläreri-

schen Richtung immer mehr die Oberhand.

Der Aufsatz von FRANK E. SYSYN behandelt auf der Basis von autobiographischen Aufzeichnungen die Gedankenwelt eines gebildeten griechisch-katholischen Dorfgeistlichen. Dieser, Mychajlo Zubryc'kyj (1856–1919), bewegte sich in zwei Welten. Einerseits in der einfachen, bäuerlichen Lebenswelt seiner Gemeindemitglieder im Karpatenraum, die er zu aufklären, aufgeschlossenen und wohlhabenden ukrainischen Patrioten formen wollte; andererseits war er Teil der intellektuellen ukrainischen Gebildeten-schicht, die das Leben des einfachen Volkes erforschte und darüber publizierte. Diese Einzelbiographie ist, gerade weil sie gut dokumentiert ist, aufschlussreich für das Selbstverständnis sowie das Wie und Was des Wirkens von Teilen der einfachen griechisch-katholischen Gemeindegeistlichkeit unter der bäuerlichen Bevölkerung weit über die religiöse Sphäre hinaus.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Wirken von Mychajlo Zubryc'kyj an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert steht ein *Oral History*-Projekt, das im Beitrag von LEONID HERETZ vorgestellt wird. Weil Zubryc'kyj für den Ort seiner Tätigkeit ein dichtes und deshalb außergewöhnliches Netz von Quellen zur Lebenswelt der Dorfbewohner hinterlassen hat, begannen Heretz und Frank E. Sysyn im Rahmen ihres Forschungsprojekts in dieser Region der Karpaten strukturierte Interviews mit der lokalen Bevölkerung durchzuführen – und dies bereits 1986 zu sowjetischer Zeit. Dass die Vorfahren der beiden Historiker selbst aus dieser kleinen dörflichen Welt der Boiken stammten, erleichterte ihnen den Zugang und ermöglichte eine speziell offene Gesprächssituation mit ihren Diskussionspartnern. Gegenstand der Analyse in diesem Beitrag ist konkret das Vordringen der Moderne in die Bereiche des religiösen (Aber-)Glaubens und der kirchlichen Autoritätsgläubigkeit unter der Dorfbevölkerung während der Zwischenkriegszeit.

LILIANA HENTOSH beschäftigt sich, aufbauend auf ihrer ukrainischen Dissertation, mit der Positionierung des Vatikans unter dem Pontifikat Benedikts XV. gegenüber den nationalen Entwicklungen im Osten Europas während und nach dem Ersten Weltkrieg. Sie konstatiert eine bejahende Offenheit des Papstes in der Auseinandersetzung mit den aktuellen Fragen des Nationalismus und des Selbstbestimmungsrechts der Völker. Diese theoretische Stellungnahme wurde im polnisch-ukrainischen Konflikt und Krieg um die Ausgestaltung der konkurrierenden Nationalstaaten auf die praktische Probe gestellt. Die Kurie machte sich darin – nicht zuletzt mit

Blick auf die potentiellen Entwicklungschancen für den katholischen Glauben im ostkirchlichen Russland – tendenziell zum Fürsprecher der schwächeren ukrainischen und griechisch-katholischen Seite gegen den auch von der polnischen katholischen Kirche mitgetragenen expansiven polnischen Nationalismus. Zugleich war sie angesichts der Bedeutung des Polentums für die katholische Welt ausgleichend um Vermittlung zwischen den beiden Parteien bemüht.

Mit Fragen der Kalenderreform in der griechisch-katholischen Kirche – das heißt mit der Einführung des gregorianischen anstelle des julianischen Kalenders – beschäftigt sich der Beitrag von OLEH PAVLYSHYN. Seine Untersuchung konzentriert sich dabei auf den Zeitraum vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre und nimmt neben Galizien auch die Emigration in den Blick. Zugleich verfolgt er die Diskussion des Themas ansatzweise noch bis in die Gegenwart. Praktische und ökonomische Überlegungen einer zunehmend städtisch und arbeitsteilig geprägten sowie mit ihrer anderskonfessionellen Mehrheitsumgebung verzahnten ukrainischen Gesellschaft wurden von den Befürwortern des neuen Kalenders ins Feld geführt. Demgegenüber befürchteten die Gegner der Einführung des gregorianischen Kalenders, dass die Ukrainer mit diesem Schritt eines Elements ihrer national-konfessionellen Identität und Abgrenzung verlustig gehen würden, was einer weiteren Assimilation Vorschub leisten könnte. Die griechisch-katholische Kirchenhierarchie selbst hielt sich in diesen Diskussionen auffällig zurück, signalisierte aber ihre Offenheit für die Reform.

Schließlich tanzt der Aufsatz von MARTHA BOHACHEVSKY-CHOMIAK etwas aus der Reihe: Er beschäftigt sich hauptsächlich mit Entwicklungen außerhalb der eigentlichen Ukraine, nämlich in der ukrainischen Gemeinschaft Nordamerikas. Thematisiert wird in dem Beitrag ein Konfliktpotential, das wegen der Gleichsetzung von griechisch-katholischer Kirche und ukrainischer Nationsbildung in Galizien sonst tendenziell nicht im Vordergrund des Interesses steht: Nämlich das Verhältnis zwischen dem Macht- und Alleinvertretungsanspruch der (griechisch-katholischen) Kirche gegenüber jenem des Staates, letzterer in diesem Falle verkörpert durch die verschiedenen Vereinigungen der Ukrainer und ihrer „weltlichen Intelligenz“ in den USA. Der Beitrag fokussiert dabei auf die Rolle von Konstantyn Bohachevsky, der von 1924 bis 1961 zuerst als Bischof und später als Metropolit der griechisch-katholischen Kirchen in den USA vorstand.

Christophe von Werdt, Bern

OLGA KURILO (Hg.): Kurort als Tat- und Zufluchtsort. Konkurrierende Erinnerungen im mittel- und osteuropäischen Raum im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin: Avinus, 2014. 302 S., 42 Abb., 2. Ktn. ISBN: 978-3-86938-054-4.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1052070892/04>

Der vorliegende Band versammelt Beiträge einer Tagung, die 2013 den zentral- und osteuropäischen Kurort im Kontext von Gewaltgeschichte und Erinnerungskultur untersuchte. Herausgeberin Olga Kurilo hatte offensichtlich auf eine möglichst klare theoretische Rahmensetzung verzichtet. Einige der elf Beiträge widmen sich denn auch bevorzugt einer der beiden Dimensionen, vor allem der Frage der Gewalt.

In den beiden Beiträgen der ersten Sektion des Bandes tritt diese Gewalt vor allem in Form von sozialen Ordnungsversuchen und polizeilicher Kontrolle im Kurort zutage, da letzterer im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert zum Treffpunkt unterschiedlicher sozialer Schichten und zur Schaubühne für exotische und konkurrierende Lebensentwürfe wird. WOLF KARGE beschreibt den Umgang mit Prostitution in Bad Doberan, während MICHAL CHOJKAS Beitrag Melde- und Passfragen, aber auch Bspitzelung in den grenznahen schlesischen Kurorten Freiwaldau und Gräfenberg untersucht. In der folgenden Sektion beschäftigen sich die Aufsätze von UWE SCHELLINGER und THOMAS STOPPACHER mit der Entwicklung von Kurorten und Einrichtungen, die vermehrt oder ausschließlich von jüdischen Gästen genutzt wurden. Gewalt manifestierte sich zunächst latent in antisemitischen Diskursen, dann offen in Form von Arisierung bzw. Auflösung unter den Nationalsozialisten. JAN DANILUK dagegen fragt nach den Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf das bei Danzig gelegene Ostseebad Zoppot. Lediglich Schellinger geht kurz auf die historische Wiederentdeckung seines Falles, des Rothschild-Sanatoriums in Nordrach, durch Lokalhistoriker ein.

Die dritte Sektion, und meines Erachtens zugleich die interessanteste, widmet sich virtuellen Erholungsorten. In Anlehnung an Foucaults Konzept der

Heterotopien untersucht HENRIKE SCHMITT den Nexus von imperialer Ausdehnung und Kurbetrieb in der russischen, sowjetischen und postsowjetischen Literatur und liefert damit unter anderem einen Erklärungsstrang für die allgemeine Anerkennung, die Putins Annexion der Krim in der russischen Bevölkerung findet. Nicht weniger passend erscheint Foucaults Begriff für die beiden folgenden Beiträge, ohne dass die Autorinnen explizit darauf Bezug nehmen. In ASTRID KÖHLERS Analyse eines autobiographischen Romans wird ein Kurhotel zum Flucht- und Rückzugsort gestrandeter Gäste während des ersten Weltkriegs. REKA GULYAS beschreibt, wie Sanatorien im ungarischen Spielfilm zu metaphorischen Zufluchtsorten derjenigen werden, die sich den sich rasch verändernden politischen und sozialen Verhältnissen nicht anpassen können oder wollen.

In der vierten Sektion dokumentiert zunächst MICHAEL WEDEKIND detailreich die Ethnisierung von Erholungsregionen entlang der deutsch-italienischen Sprachgrenze im Alpenraum vor dem ersten Weltkrieg. In seinem Beitrag dominiert der Gewaltaspekt, während Herausgeberin OLGA KURILO wiederum den Erinnerungsaspekt betont. Sie beschreibt, wie sowjetisches Grenzregime und die konkurrierenden Vergangenheitsdeutungen einer Revitalisierung der Küste Samlands als Tourismusregion entgegenwirken. Ausgewogener werden beide Aspekte im letzten Beitrag behandelt, in dem ANDREA RUDORFF zunächst die Entwicklung von Zwangsarbeit in Niederschlesien und dem Sudetengebiet infolge der Verlagerung von Rüstungsbetrieben, der Todesmärsche und der Befreiung untersucht. Danach verfolgt sie die Dialektik von Erinnerung und Vergessen in diesen Gebieten unter sozialistischen und postsozialistischen Vorzeichen.

Insgesamt bietet der Band interessante historische Darstellungen und Ansätze. Der Verzicht auf einen klaren Bezugsrahmen und offensichtlich auch nachträglicher Bearbeitung der Kapitel bringt es allerdings mit sich, dass einige der Beiträge über weite Strecken das von Kommentator HASSO SPODE beklagte Anekdotische der Orts- und Regionalgeschichten zelebrieren. Vor diesem Hintergrund heben sich vor allem die film- und literaturwissenschaftlich fundierten Analysen des dritten Abschnitts positiv ab.

Christian Noack, Amsterdam

MACIEJ JANOWSKI: Birth of the Intelligentsia 1750–1831. A History of the Polish Intelligentsia. Part 1. Hrsg. von Jerzy Jedlicki. Frankfurt a. M.:

Peter Lang, 2014. 274 S., 1 Kte. = Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, 7.

ISBN: 978-3-631-62375-6.

JERZY JEDLIŃSKI: The Vicious Circle – 1832–1864. A History of the Polish Intelligentsia. Part 2. Hrsg. von Jerzy Jedlicki. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2014. 350 S., 1 Abb. = Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, 8. ISBN: 978-3-631-62402-9.

MAGDALENA MICIŃSKA: At the Crossroads 1865–1918. A History of the Polish Intelligentsia. Part 3. Hrsg. von Jerzy Jedlicki. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2014, 227 S., 1 Kte. = Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, 9. ISBN: 978-3-631-62388-6.

Die *Inteligencja* ist in den polnischen wissenschaftlichen Diskursen über gesellschaftliche Gruppen, aber auch generell in der Publizistik ein kontrovers diskutiertes Thema. Hierbei geht es etwa um ihre Haltung gegenüber anderen Schichten, etwa zu Arbeitern und Bauern, oder um die Frage von Opportunismus gegenüber dem jeweils herrschenden System oder um Gründe für Nonkonformität. Wie die Beurteilung ihrer Rolle für die polnische Gesellschaft, so ist auch eine genaue Definition vom jeweiligen Standpunkt abhängig. Der in den anzuzeigenden Bänden verwendete Begriff ist daher ein pragmatischer: Er bezieht sich auf eine engere Gruppe von Personen aus verschiedenen Klassen und Berufen, die mehr oder weniger gebildet waren, ihr Einkommen durch eigene Arbeit verdienten und sich dem Dienst an der nationalen Gemeinschaft verpflichtet fühlten (Bd. 1, S. 11), wodurch sie in der nationalen Bewegung eine führende Rolle einnahmen.

Da jedoch gerade die Rolle der *Inteligencja* für die Entwicklung eines modernen nationalen Bewusstseins in der Zeit der Teilungen von eminenter Bedeutung war, ist eine Synthese ihrer Geschichte ein Desiderat der historischen Forschung gewesen. Diese Lücke schließt die von Jerzy Jedlicki als langjährigem Vorsitzenden der Sektion zur Geschichte der *Inteligencja* des Historischen Instituts der polnischen Akademie der Wissenschaften konzipierte und mit zwei weiteren ausgewiesenen Forscherpersönlichkeiten aus dem Bereich der polnischen Geschichte des 19. Jahrhunderts verfasste Trilogie, die nach einer polnischen Fassung aus dem Jahr 2008 [JERZY JEDLIŃSKI (Hrsg.): *Dzieje inteligencji polskiej do roku 1918*, Bd. 1 MACIEJ JANOWSKI: *Narodziny inteligencji*, 1750–1831, Warszawa 2008; Bd. 2 JERZY JED-

LICKI: *Błędny koło*, 1832–1864, Warszawa 2008; Bd. 3 MAGDALENA MICIŃSKA: *Inteligencja na rozdrożach*, 1864–1918, Warszawa 2008] nun auch für ein breiteres interessiertes Publikum in englischer Sprache vorliegt. Zwei Monita seien vorweg an dieser Stelle genannt: Es ist erstens aus der Publikation nicht ersichtlich, ob es sich nur um eine Übersetzung oder um eine ergänzte, veränderte bzw. aktualisierte Übersetzung handelt. Zweitens fehlt eine Bibliografie, die dem interessierten Leser zumindest grundlegende weitere Informationen vermitteln könnte.

Obwohl der Begriff „*Inteligencja*“ für die soziale Gruppe, der gleichermaßen Personen aus den polnischen Bildungs- wie der Funktionseliten zuzurechnen sind, in Übernahme des Hegelschen Begriffes erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts verwendet wurde, setzt der erste, von Maciej Janowski verfasste Band um 1750 ein, während die beiden weiteren Bände den gängigen Zäsuren seit 1830 folgen. Insgesamt wird in der Trilogie deutlich, dass die Bezeichnung „*Inteligencja*“ zweigleisig auszulegen ist: als soziale Gruppe, die all die entsprechenden Berufe und Qualifikationen umfasst, und als kulturelle, ideologische und politische Elite – ein Problem, das sich auch in den methodischen (sozialhistorischen und kulturhistorischen) Ansätzen und in den Darstellungsweise der drei Bände widerspiegelt und Jedlicki auch in seinem Vorwort zum ersten Band verdeutlicht. Dass die *Inteligencja* *avant la lettre* mit einbezogen wird, begründet der Verfasser damit, dass erste Vorläufer dieser Gruppe unter Stanisław II. August Poniatowski festzumachen sind: Es handelt sich um diejenigen, die in den Regierungskommissionen tätig waren, von der Laisierung der Lehrkräfte profitierten und scharfzüngig die „öffentliche Meinung“ während des Vierjährigen Sejms zu beeinflussen suchten und so die Routinen der polnischen Klassengesellschaft durchbrachen. Wie die übrigen Bände auch, untergliedert Janowski seine Abhandlung nach chronologischen Gesichtspunkten. Zunächst stellte er die Vorgeschichte dar, indem er einerseits einen kurz Abriss der Geschichte der Gelehrten seit dem Mittelalter gibt, dann die Bedeutung von Druckerzeugnissen und von Städten für die sich herausbildende Schicht professioneller Gelehrter und schließlich die wichtigsten Orte ihrer Entwicklung in Warschau und der Provinz diskutiert. Die Ursprünge dieser Schicht erörtert er anschließend anhand der Rolle von Mönchen, Gelehrten und Jakobinern als „*intelligentsia in its original form*“ (JANOWSKI, S. 123) im Reformzeitalter, einer heterogenen Gruppe mit entsprechend heterogenen Ansichten, bei der

es für die Zugehörigkeit noch keine formalen Qualifikationskriterien gab. An die Periode von der letzten Teilung bis zur Gründung des Großherzogtums Warschaus anschließend, diskutiert Janowski, wie sich der Begriff und die Gruppe der *Intelligencja* durch den Dienst am Staate bis zum Novemberaufstand konkretisierte, um abschließend ihre Bedeutung für den Ausbruch des Novemberaufstandes darzustellen. Der Novemberaufstand brachte somit den Durchbruch für die gesellschaftliche Bedeutung der gebildeten Schichten und damit das Hervortreten der *Intelligencja*, wobei das Ideal von Hingabe, Mission und Demokratismus entstanden sei. Mit diesem Aufstand habe auch das Pathos von Märtyrertum für die Gesellschaft in die *Intelligencja* Einzug gehalten; auch habe bis zu diesem Zeitpunkt noch kein klares Konzept von der Unabhängigkeit der *Intelligencja* bestanden. Allerdings, so kommt Janowski zum Schluss, sei die Verbindung zwischen *Intelligencja* und Aristokratie schwächer geworden, wodurch erstere als autonome Gruppe stärker geworden sei, was zugleich ein Zeichen für die niedergehende Bedeutung der Aristokratie für die polnische Kultur gewesen sei, wovon der Klein- und mittlere Adel profitiert habe.

Damit werden die Grundlagen für die Studie zum *Teufelskreis* – so der Titel des zweiten und umfangreichsten Bandes der anzuzeigenden Trilogie, der die Zeit zwischen November- und Januaraufstand behandelt – gelegt. Dieser von Jedlicki selbst verfasste Band behandelt die Folgen des ersten Aufstandes für die *Intelligencja*, woraus weitere insurrektionelle Vorstellungen in den Teilungsgebieten selbst und in der „Großen Emigration“ entstanden seien. Seine Argumentationslinie untergliedert Jedlicki in fünf Hauptkapitel, von denen das erste dem Exodus nach der Niederschlagung des Novemberaufstandes und dem Wirken der *Intelligencja* in der Großen Emigration gewidmet ist. Dadurch ist die *Intelligencja* in Kongresspolen ausgeblutet, aber Jedlicki stellt gerade deshalb daran anschließend die Folgen dieses Exodus der führenden Denker und Kulturschaffenden sowie der Bildungselite für das Land bis zur Mitte der 1840er Jahre in den Mittelpunkt. Die von Kongresspolen unterschiedliche Entwicklung im Großherzogtum Posen und im Kronland Galizien und Lodomerien seit dem gescheiterten Aufstandsversuch von 1846 bis zum Ende der 1850er Jahre werden anschließend gesondert diskutiert, geht es hierbei doch um die „Revolution der *Intelligencja*“ von 1848/49 und ihre Folgen für diese soziale Gruppe, weil mit dieser bürgerlich-demokratische und Freiheitsvorstellungen gleichermaßen verbunden wur-

den, die trotz der Niederschlagung eine langanhaltende Wirkung auch für die Entwicklung der *Intelligencja* als soziale Gruppe entfalteten. Setzt Jedlicki Ende der 1850er Jahre eine Zäsur, die sich mit der grundsätzlichen Entwicklung der beiden Teilungsgebiete begründen lässt, so ist dieser Zeitraum für Kongresspolen zugleich die Endphase der Herrschaft Zar Nikolaus I., die im Folgenden näher charakterisiert wird, weil sie sich von der Organischen Arbeit, der beginnenden Loyalitätspolitik gegenüber der Habsburgermonarchie sowie der Entwicklung liberalen Gedankenguts in den übrigen Teilungsgebieten durch eine Politik der Repressionen und Deportationen grundlegend unterscheidet. Anschließend diskutiert Jedlicki die beginnenden Aufstandsvorbereitungen durch die *Intelligencja* im Kampf um den Vorrang der nationalen Idee, aber auch den „Posener Arrhythmus“, den er auch dadurch begründet sieht, als das Großherzogtum zu einer „vermittelnden Zone“ (JEDLICKI, S. 252) für einströmende Ideen zwischen der Emigration und Polen geworden sei. Erst in dieser Phase sieht er einen gewissen Abschluss der Entwicklung zur „*Intelligencja* im polnischen Sinn“, wie er einen Abschnitt des Kapitels tituliert und worunter er die sich entwickelnden edukativen und wissenschaftlichen Aktivitäten und das nationale Engagement gleichermaßen zusammenfasst. Der letztlich unzureichend durchgeplante und organisatorisch abgestimmte Januaraufstand und seine Folgen, charakterisiert als „Sprung in den Abgrund“, wird vom Verfasser abschließend diskutiert, da er den tragischen Zenit für die Entwicklung der *Intelligencja* in jener Epoche bedeutet habe. Für Jedlicki hat die *Intelligencja* eine unterschiedliche und damit für sie als Ganzes widersprüchliche Entwicklung durchgemacht und zu „einem inneren Konflikt von Absichten und Hoffnungen“ geführt: Insbesondere die Fokussierung auf den „absoluten Primat der Unabhängigkeit“ (JEDLICKI, S. 341) habe einer ostentativen Missachtung anderer auf die Kultur bezogener Aufgaben mit sich gebracht, während ein Teil der *Intelligencja* der liberalen Fortschrittsidee den Vorzug gegenüber der nationalen Idee gegeben habe.

Die Folgen des von Jedlicki resümierend konstatierten Dilemmas der polnischen *Intelligencja* unter autokratischer und konservativer Herrschaft analysiert der die Trilogie abschließende Band von MAGDALENA MICIŃSKA über die *Scheidewege* der polnischen *Intelligencja*. In der Einleitung schlägt sie den Bogen von der Niederschlagung des Januaraufstandes zur Entwicklung einer auf Grund unterschiedlicher politischer Ideen fermentierten, sich modernisierenden Schicht, die sich radikal geändert habe und

1918 vor die Herausforderung gestellt wurde, den Staatsaufbau zu gestalten. Die ersten zwei Hauptkapitel widmet Micińska daher einerseits der Situation der Intelligencja nach der Niederschlagung des Januaraufstandes, die von weiteren massiven Deportationen begleitet war, aber auch der „Überproduktion“ von Angehörigen der Intelligencja auf Grund neuer Bildungseinrichtungen sowie ihren Lebensgewohnheiten, woraus daran anschließend die Entwicklungsbedingungen einer nationalen Kultur diskutiert werden. Hiermit sind die Grundlagen für die anschließend erörterten ideologischen Debatten innerhalb der Intelligencja in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelegt. Sie fanden in den galizischen Milieus der Krakauer Konservativen (Stańczyken), der Demokraten und Positivisten sowie innerhalb des Warschauer Positivismus statt und setzten sich mit dem beginnenden Eindringen sozialer Ideen auseinander. Aus diesen Einflüssen habe sich das Selbstbild der polnischen Intelligencja in jenem Zeitraum gespeist. Die an Dynamik gewinnende Entwicklung an der Jahrhundertwende mit den antipositivistischen Aufbrüchen des Nationalismus und Sozialismus und die sich entwickelnden Erneuerungsbewegungen, aber auch der Generationenkonflikt und die Folgen der Revolution von 1905 diskutiert Micińska, um vergleichend das Leben von Intellektuellen in den Teilungsgebieten zu betrachten. Abschließend setzt sie deren Entwicklung im Land mit derjenigen der polnischen Milieus außerhalb der Teilungsgebiete wie auch mit den einströmenden europäischen Ideen und den Konsequenzen des Ersten Weltkriegs in Verbindung. Sie kommt zu dem Schluss, dass trotz der unterschiedlichen Einflüsse die polnische Kultur bis zum Ende des Ersten Weltkriegs keinen Riss aufgewiesen habe. Dies sei das Hauptverdienst der Intelligencja gewesen, weil der Unabhängigkeitsgedanke als das einigende Band zwischen den Teilungsgebieten und

deren Bevölkerung über mehrere Dekaden vor allem durch die Intelligencja aufrechterhalten und propagiert worden sei. Die politische Mobilisierung der Bevölkerung und ebenso die Vorbereitung der nach 1918 einsetzenden Reformen, etwa der Agrarreform, seien durch sie erfolgt. In ihrem Fazit sieht die Verfasserin diese Entwicklung als Dilemma, weil die Intelligencja sich selbst vergessen und zerrissen habe, was bis heute bemerkbar sei.

Die insgesamt sehr flüssig geschriebenen Bände stellen auch für einen nicht auf die Ideengeschichte des 19. Jahrhunderts spezialisierten Leser eine sehr gut nachvollziehbare Darstellung der Gruppe dar, die für die gesamtgesellschaftlich-kulturelle, aber auch politisch-nationale Entwicklung zentrale Weichenstellungen vorgenommen hat. Zu betonen ist, dass es der Autorin und den Autoren gelungen ist, einerseits die von Jedlickis Vorwort eingeforderten Leitfragen zu bearbeiten und andererseits in jedem Band durchaus eigene Schwerpunktsetzungen vorzunehmen. Insgesamt bestechen die Bände auch durch eine notwendige, breite, aber dennoch stringente Kontextualisierung, so dass die Synthese dieser gesellschaftlichen Gruppe letztlich auch notwendigerweise auf eine Synthese der polnischen Geistes- und Ideengeschichte hinausläuft, die hervorragend die Waage zwischen thesenbildender übergreifender Darstellung und einer unvermeidlich exemplarischen Detailschilderung hält. Anzumerken bleibt aber abschließend, dass es die Autoren vermieden haben, die in Jedlickis Vorwort formulierte Definition und allgemeine Charakterisierung der Intelligencja für die jeweils von ihnen behandelten Epochen weiterzuentwickeln. Insgesamt handelt es sich um eine Synthese zur polnischen Gesellschafts- und Geistesgeschichte, die bereits jetzt zu einem Standardwerk geworden ist.

Heidi Hein-Kircher, Marburg

PETER OLIVER LOEW: Wir Unsichtbaren. Geschichte der Polen in Deutschland. München: Beck, 2014. 336 S., 25 Abb., 2 Tab., 1 Kte. ISBN: 978-3-406-66708-4.

Obwohl Migration, Akkulturation und Assimilierung schon lange zu den wichtigen Themen der deutschen Geschichtsschreibung und Soziologie gehören, ist das Buch von Peter Oliver Loew aus dem Darmstädter Deutschen Polen-Institut ein Pionierwerk. Eine epochenübergreifende Synthese der Geschichte der Polen in Deutschland gab es bisher noch nie. *Wir Unsichtbaren* richtet sich an ein breiteres Publikum

und bietet eine so amüsante wie informative Lektüre. Die Zielgruppe sind deutschsprachige Leser, die ihr Wissen über die zweitgrößte Migrantengruppe Deutschlands bereichern möchten, eine Community, ohne die Deutschland nicht mehr vorstellbar ist. Folglich liefert Loew in vielen Fällen elementares Basiswissen, vermeidet aber größere Fehler. Die Stärke seiner Geschichte liegt weder in revolutionären Thesen noch in der Ansammlung von Fakten, sondern in dem Kontext, in dem diese analysiert werden.

Das Buch ist in sechs chronologisch aufeinanderfolgende Kapitel gegliedert, wobei deren Länge von sehr kurzen Passagen über Mittelalter und Frühe

Neuzeit bis zu vergleichbar sehr langen Kapiteln, die den letzten Jahrzehnten gewidmet sind, variiert. Die Zäsuren richten sich an der politischen Geschichte aus. Es sind die Teilungen, die Jahre 1918, 1939, 1945 und 1989. Nicht immer bleibt diese Konstruktion im Einklang mit dem Inhalt des Buches, das sich an den längeren sozialen Prozessen und nicht an der Politik orientiert. So könnte man vielleicht das Jahr 1981, das eine längerfristige Veränderung des Charakters der polnischen Migration mit sich brachte, als eine mindestens genauso relevante Zäsur in Betracht ziehen.

Das wichtigste, epochenübergreifende und zugleich komplizierteste Problem, das in dem Buch behandelt wird, ist die Identität. Loews Erzählung erfasst alle Kategorien von Polen, die auf deutschem Territorium gewohnt haben, ob Migranten, Zwangsarbeiter, Gefangene oder Bewohner der deutsch besetzten Gebiete. Am meisten interessieren ihn aber die Polen als Minderheit. Folglich spielen die Polnischen „Inseln“ im Ruhrgebiet oder in Berlin eine wichtigere Rolle als etwa Großpolen. Behandelt werden auch die zweite oder dritte Generation der Migranten sowie die polnischen Juden, unabhängig von ihrem individuellen Zugehörigkeitsgefühl. Ein weiterer Aspekt der Identitätsfrage sind die Regionalismen des deutsch-polnischen Grenzgebietes: Schlesien oder Kaschuben, die verschiedene Schattierungen und Übergangsstufen zwischen polnischer und deutscher Identität repräsentierten. Ein weiteres Beispiel sind die protestantischen polnischsprachigen, aber meistens polenfeindlichen Masuren. Im letztgenannten Fall wäre ein Hinweis auf die identitätsstiftende Rolle der kurzen russischen Besatzung Ostpreußens im Ersten Weltkrieg hilfreich gewesen. Vor einigen Jahren analysierte Robert Traba diese Periode als Katalysator der Germanisierung und Radikalisierung der Provinz. (ROBERT TRABA: *Wschodniopruskość. Tożsamość regionalna i narodowa w kulturze politycznej Niemiec*. Poznań 2006; deutsch: ROBERT TRABA: *Ostpreußen – die Konstruktion einer deutschen Provinz. Eine Studie zur regionalen und nationalen Identität 1914–1933*, Osnabrück 2010.) Loew weist auf sehr unterschiedliche Motivationen der polnischsprachigen Minderheiten hin, die 1920 mehrheitlich für Deutschland optierten. Ironisch schreibt er von einer Interessengemeinschaft der Masuren und der deutschen Behörden, die daran interessiert waren, diese Provinz als ethnisch deutsch einstufen zu können. Einige sprachliche oder kulturelle Eigentümlichkeiten konnten daran nichts ändern.

Ein Aspekt der Geschichte, der immer wieder an

die Oberfläche kommt, ist die Rolle, die die Modernisierungsprozesse im deutsch-polnischen Verhältnis spielten. Manchmal, schreibt der Autor, wurden die Polen von politischen Entscheidungen getroffen, die nicht primär oder gar nicht als antipolnische Maßnahmen gedacht waren, sondern die Modernisierung des Staates zum Ziel hatten. Andererseits kollidierten die Aussiedlungen der Saisonarbeiter mit den Interessen der deutschen Wirtschaft, was zu Protesten der ostdeutschen Grundbesitzer führte. Diese Linie verfolgt Loew bis zu der Debatte um polnische Spargelpflücker. In längerer Perspektive entwickelten sich Wirtschaftssymbiosen zwischen den polnischen und deutschen Regionen, wobei die eine Seite Arbeitskräfte, die andere Geld und defizitäre Güter lieferte.

Die lange Zeitperspektive erlaubt es, dauerhafte Mechanismen der Migration und Akkulturation zu erfassen. Dazu gehören nicht nur die regionale Spezifik, sondern auch Verhaltensmodi der polnischen Migranten. Über ein Jahrhundert lang erfolgte die Rekrutierung der Migranten durch informelle Mundzumundpropaganda. Flüstern und nicht auffallen gehörte zur Strategie der Berliner Polen im 19. Jahrhundert genauso wie am Ende des 20. Jahrhunderts. Besonders interessant sind Kapitel, in denen die Nachkriegsgeschichte der in Deutschland lebenden Polen erzählt wird. Loew verdeutlicht die fast allgegenwärtige Polenfeindlichkeit der deutschen Gesellschaft, verschweigt aber auch nicht die hohe Kriminalitätsrate der jungen *Displaced Persons*. Eine Ausnahme in der auf langfristige und zyklische Phänomene konzentrierten Narration stellt der Zweite Weltkrieg dar. Nie früher oder später gab es auf dem deutschen Staatsgebiet so viele Polen. Paradoxe Weise förderte der Zwangsarbeiterzufluss eine Belebung des Nationalgefühls der polnischen Minderheit im Reich. Unter den Insassen der KZs machten die Polen die zweitgrößte (nach den Deutschen) Gruppe aus. Mitbetroffen waren auch Hunderttausende der Vertriebenen, die aus den an das Deutsche Reich angegliederten Gebieten „verdrängt“ wurden, sowie die Volksdeutschen, deren komplizierte Situation hier detailliert und kompetent erzählt wird. Hier sieht Loew eine Kontinuität zwischen der NS-Gesetzgebung und der von der CDU forcierten Politik, die ein halbes Jahrhundert nach dem Krieg immer noch „Vertriebene“ generierte.

Was vielleicht noch wichtiger als die wissenschaftliche Zuverlässigkeit und die erzählerische Fähigkeiten des Autors erscheint, ist die Ehrlichkeit und Offenheit, mit der er auch emotionsgeladene Probleme behandelt. Dabei hilft ihm die Insiderperspektive: Wie aus den mehreren Andeutungen im Buch her-

vorgeht, versteht sich der Autor selbst als Teil der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Diese Perspektive erlaubt ihm z. B. gleichermaßen kritisch die langjährige Migrationspolitik der BRD zu kommentieren wie auch die unendlichen Konflikte zwischen den verschiedenen Organisationen der polnischen Minderheit. Er brandmarkt die antipolnischen Stereotype, verschweigt aber nicht Tatsachen wie Grenzkriminalität oder den großen Anteil der Polinnen unter den Berliner Prostituierten in den 1980er Jahren, die solche Stereotype beflügeln. Schließlich steht er der Forderung nach einem Minderheitsstatus für die deutschen Polen kritisch gegenüber, wobei er auf die Tatsache hinweist, dass die meisten Betroffenen entweder als Mitglieder der deutschen Minderheit in Polen oder als politische Flüchtlinge nach

Deutschland kamen.

Heutzutage, meint der Autor, beginnt eine neue Phase der polnischen Geschichte Deutschlands, in der sich das bisherige Modell der Migration nicht mehr behaupten kann. Der dauerhafte Zustrom von Menschen aus dem Nachbarland wird wahrscheinlich abnehmen, vielleicht sogar ganz zum Stillstand kommen. Parallel zu den demographischen Veränderungen entwickelt sich eine bunte Welt deutsch-polnischer Identitäten, die in beiden Sprachen und Kulturen zuhause sind und nicht vorhaben, auf die eine oder die andere zu verzichten. Aus der Perspektive von Peter Oliver Loew scheinen ebendiese Identitäten das Beste, was die deutsch-polnische Geschichte hervorgebracht hat.

Maciej Górny, Warschau

ANDREAS FÜLBERTH: Riga. Kleine Geschichte der Stadt . Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 308 S., 39 Abb., 2 Ktn. = ISBN: 978-3-412-22165-2.

Die „kleine“ Geschichte Rigas versucht wie auch die anderen Werke dieser Reihe im Böhlau-Verlag den Spagat zwischen fachwissenschaftliche Präzision und populärwissenschaftlicher Darbietungsform. Ein toller Druck, eine hervorragende Abbildungsqualität sowie eine kluge, moderne Grundstruktur mit zahlreichen gut platzierten Exkursen kommen einer schnellen Erfassung entgegen. Der Autor, Andreas Fülberth, ist nicht nur auf dem Papier nahezu perfekt für dieses Projekt gewählt, hat er sich doch sowohl durch zahlreiche fachwissenschaftliche Veröffentlichungen zum Baltikum wie auch durch die Abfassung moderner Reiseliteratur zu Riga und Reval einen Namen gemacht.

Und so legt der Verfasser auch gleich fulminant los. Fülberth zeigt sich auch außerhalb seiner Forschungsgebiete, die in der Neuzeit zu finden sind, äußerst belesen, und er versteht es, den aktuellen Forschungsstand ebenso wie konkurrierende Meinungen in bemerkenswerter Klarheit und Kürze darzubieten. Fülberths Darstellung der mittelalterlichen Stadtgeschichte sind das Beste, was an Überblicksliteratur zum hochmittelalterlichen Riga seit Jahren veröffentlicht wurde. Darüber können auch kleinere Mankos – so fehlt im chronologisch nach der Entstehungszeit geordneten Abschnitt zu den Sakralbauten ausgerechnet der Dom – nicht hinwegtäuschen.

Bedauerlich ist aber, dass diese jedem Handbuch zur Ehre gereichende Analyse in eine populärwissenschaftliche Arbeit ohne Fußnoten, Belege oder den

Namen verdienende Literaturhinweise und Anhänge verbannt ist. Der Verfasser nennt lediglich einige ältere Autoren; die Dynamik der Forschung der letzten 60 Jahre, deren Ergebnisse der Verfasser abgesehen vom etwas stiefmütterlich behandelten Komplex „Riga als Hansestadt“ präzise wiedergibt, bleibt so einigermaßen im Dunkeln. Daher sollten Autor und Verlag ernsthaft prüfen, ob es nicht die Möglichkeit gibt, diesen Teil noch einmal wissenschaftlich aufbereitet zu veröffentlichen. Dies wäre ein großer Gewinn für die rigische Stadtgeschichte.

Ebenso gelungen wie der Einstieg sind die letzten Kapitel. Die Gegenwart wird in historischer Wahrnehmungsschärfe analysiert. Lesenswert und mit klarer Position bringt Fülberth die Zeitgeschichte an den Leser. Man merkt, dass der Verfasser intensiv selbst vor Ort das Gespräch gesucht hat, Zeitzeugen kennt und – Dank seiner umfassenden Sprachkenntnisse – neben der deutschsprachigen Literatur mindestens auch die lettische, russische, estnische und natürlich auch englischsprachige Forschung rezipiert hat.

Sicher, je nach Blickwinkel würde man sich den einen oder anderen Aspekt intensiver thematisiert wünschen. Aus Sicht des Rezensenten wäre hier beispielsweise der überbordende lettische Nationalismus und die teilweise doch bemerkenswerte Diskriminierung von Bevölkerungsminderheiten – seien es Undeutsche im Mittelalter, Baltendeutsche in der Zwischenkriegszeit oder russischstämmige Letten seit den frühen 1990ern – stärker zu gewichten gewesen. Auch das Fehlen eines professionellen Senkrechtluftbildes ist m.E. schwer zu erklären. Aber der begrenzte Umfang einer solchen Publikation erzwingt Schwerpunktsetzungen, die man in diesen

Abschnitten auch nachvollziehen kann. Daher wäre ein Leser, der nur das erste und das letzte Viertel des Buches liest, zu Recht begeistert.

Leider kann der Mittelteil des Buches nicht in dem Maße überzeugen. Dies liegt keinesfalls daran, dass die Themen nicht spannend wären. Aber einige konzeptionelle Entscheidungen sind ursächlich dafür, dass hier statt Leselust oft eher Lesefrust aufkommt. So werden beispielsweise alle Personen, die im eigentlichen Sinn mit der Geschichte Rigas bzw. des Baltikums zu tun haben, bei der ersten Nennung mit biographischen Angaben in Klammern versehen. Bei der Vielzahl der Personen, die genannt werden, verkommen manche Seiten zu einem Klammerfestival. Verstärkt werden solche Lesehemmer durch die stets zweisprachige Angabe von Straßen- und Ortsbezeichnungen. Sicherlich mag es auf den ersten Blick angenehm wirken, wenn man eine Seite aufschlägt und unmittelbar alle Informationen parat hat. Will man das Buch aber kontinuierlich lesen, stören diese Einschübe massiv – viel mehr übrigens als ein paar aussagekräftige Fußnoten. Ein gutes Register wäre für all diese Angaben allemal die beste Lösung gewesen.

Ebenso quälend ist vor allem in den Teilen zum 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert die Detailversessenheit, die der Autor der Baugeschichte Rigas entgegenbringt. Ausgerechnet in den Teilen, von denen man besonders viel erwartet, weil Fülberth in diesen Feldern anerkannter Experte ist, sind unübersehbare Schwächen. Sicher ist auch dieser Teil informativ, aber er fällt im Vergleich erheblich ab. Das in Stein gemeißelte Riga wird einem viel intensiver vorgeführt als die Politik- und Sozialgeschichte, und das, obwohl Fülberth es sehr wohl versteht, lebhaftere Eindrücke in politische Abläufe und das Alltagsleben gleichermaßen zu geben. Aber er nutzt diese Fähigkeit zu selten. Die lettischen Schützen etwa, die nicht nur bzgl. der Erinnerungskultur in Riga schwer zu überschätzen sind, werden in einem Nebensatz abgehandelt. Faschistische und kommunistische Gräueltaten werden zwar faktisch präzise, aber wenig empathisch dargestellt. Baugeschichtliche Veränderungen bei Denkmälern, Parks und weniger relevanten Gebäuden und Straßenverläufen werden stattdessen seitenweise ausgebreitet. Für einen Reiseführer mag

das angehen, für eine Stadtgeschichte ist das m. E. nicht immer der richtige Zugang. Es ist aber offensichtlich, dass es Fülberth, der über herausragende topographische Kenntnisse verfügt und gerade zum Themenfeld der Bau- und Architekturgeschichte geforscht hat, schwer fällt, Relevantes von weniger Relevantem zu trennen.

Darüber hinaus haben im Mittelteil des Buches Fragen der Schwerpunktsetzung größeres Gewicht: Die Abschnitte über das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit (polnische und schwedische Herrschaft) sind sehr kurz geraten. Der im Quellenbestand viel prägnanteren Zeit des Spätmittelalters wird beispielsweise weniger Platz eingeräumt als dem Hochmittelalter. Sicher, für das Spätmittelalter kann man – anders als für das quellenarme Hochmittelalter – nicht auf jüngere, gute Darstellungen zurückgreifen, die eine Zusammenfassung erleichtern. Aber rechtfertigt das kommentarlos die Abhandlung des Spätmittelalters auf nur acht Seiten? Auch Fragen zur Identität werden zumindest systematisch nicht angegangen. Bei einer so multiethnischen Stadt wie dem Riga der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg wäre dies aber zwingend gewesen. Sahen oder sahen sich in Riga lebende „(Balten-)Deutsche“, „Russen“, „Lettinnen“ oder „Juden“ – die von Fülberth selten nach ihrer Herkunft differenziert betrachtet werden – eigentlich in erster Linie als Rigenser? Oder verstanden sie sich doch vor allem „ihrer“ „Volksgruppe“ zugehörig? Was veranlasste z. B. die ihrer Deportation ins Auge sehenden Baltendeutschen selbst im Herbst 1944 noch in Riga zu bleiben? Solche Fragen nach Identität sind mehr als nur Randfragen. Deren Lösung muss man in einer „kleinen“ Stadtgeschichte nicht erwarten, aber angesprochen werden müsste so ein Thema schon.

Insgesamt ist das Buch aber trotz der Kritik inhaltlich zuverlässig, präzise und – abgesehen vom fehlenden wissenschaftlichen Apparat – auf hohem wissenschaftlichem Niveau. Verlag und Lektorat müssen sich aber vorhalten lassen, dass ihr Konzept gerade auch für ein populärwissenschaftliches Werk, welches ja über den reinen Wissenserwerb hinaus Verwendung finden soll, in einzelnen Punkten überarbeitet werden sollte.

Raoul Zühlke, Neuss

RYAN TUCKER JONES: *Empire of Extinction. Russians and the North Pacific's Strange Beasts of the Sea, 1741–1867*. New York: Oxford University Press, 2014. 296 S., 36 Abb. = ISBN: 978-0-19-934341-6.

Von der Entdeckung bis zur Ausrottung vergingen keine dreißig Jahre. 1741 beobachtete der deutsche Naturforscher Georg Wilhelm Steller die später nach ihm benannte Seekuh zum ersten Mal und bereits im Jahr 1768 hatten russische Jäger das letzte Exemplar

der ebenso schwerfälligen wie leicht zu erbeutenden Tiere getötet. Gleichwohl sollte es noch mehrere Jahrzehnte dauern, bis diese bedauerliche Tatsache in wissenschaftlichen Debatten als unumstritten anerkannt wurde. Ryan Tucker Jones stellt die wohlbekannte Geschichte vom Ende der Seekuh an den Beginn seines bemerkenswerten Buches, in dem er den Versuch unternimmt, die Geschichte russischer imperialer Expansion im Nordpazifik auf neue Art und Weise zu erzählen. Überzeugend verbindet er in seinem Narrativ Erzählstränge und Ansätze miteinander, die bislang – wenn überhaupt – eher isoliert voneinander betrachtet wurden.

Zunächst einmal ist *Empire of Extinction* eine faszinierende wissenschaftshistorische Untersuchung. Das Buch beschreibt die naturwissenschaftliche Aneignung des nordpazifischen Raums und macht sie in ihrem zeitgenössischen Kontext verständlich. Tucker geht es dabei nicht allein um die Diskussion des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts, sondern auch um dessen soziale und gesellschaftlichen Bedingungen. Die Erforschung der russischen Flora und Fauna wurde im 18. Jahrhundert zu einem Projekt von größter Bedeutung, schließlich konnte das Imperium auf diesem Gebiet Erfolge vorweisen, die in ganz Europa respektiert wurden. Zugleich war ein Zuwachs an Wissen nicht nur gleichbedeutend mit gesteigertem imperialen Prestige, sondern offerierte auch neue ökonomische Möglichkeiten. Dies galt im Nordpazifik in ganz besonderem Maße, bot sich hier doch die Chance, bislang unangetastete Ressourcen zu erschließen. Die scheinbar unerschöpflichen Bestände an Pelzrobben und Seeottern versprachen immense Profite; die Felle dieser Tiere waren außerordentlich begehrt und wurden nicht ohne Grund als „weiches Gold“ bezeichnet. Selbst Naturforscher wie Steller nutzten jede Gelegenheit, um sich ihren Anteil an diesem einträglichen Geschäft zu sichern.

Doch auf den Inseln im Beringmeer zwischen Kamtschatka und Alaska sorgte die rücksichtslose Jagd auf die Meeressäuger für einen verheerenden Rückgang der Bestände, der im Falle der Seekuh schließlich im völligen Verschwinden der Spezies gipfelte. Damit veränderte sich auch das gesamte Ökosystem der Region. Diese Prozesse blieben zeitgenössischen Beobachtern nicht verborgen. Jäger und Pelzhändler zogen daraus den Schluss, dass noch größere Anstrengungen vonnöten seien, um an die begehrten Felle zu gelangen. Damit orientierten sie sich an den Erfahrungen russischer Jäger in Sibirien, denen es immer wieder gelungen war, dem scheinbaren Verschwinden von Zobeln und anderen Pelztieren mit verstärkten Bemühungen zu bege-

nen. Doch was in den undurchdringlichen Wäldern des Festlands eine praktikable Methode gewesen sein mochte, führte im maritimen Raum an den Rand einer Katastrophe.

Auch Naturforscher fragten nach den Gründen für die offenkundigen Veränderungen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert wiesen die meisten Kommentatoren darauf hin, dass die Tiere sich dem Druck der Menschen entziehen würden und in „andere“ Regionen geflohen seien. Damit bestätigten sie nicht nur die Erklärungen der Jäger, sondern befanden sich zudem im Einklang mit den Überzeugungen ihrer Zeit: Da es sich bei Tieren um Geschöpfe Gottes handelte, konnten sie nicht aussterben. Doch je besser Naturforscher die ökologischen Zusammenhänge verstanden, desto klarer wurde, dass sich Pelzrobben und Seeotter nicht auf dem Rückzug befanden, sondern existenziell bedroht waren. Die (mögliche) Ausrottung der Arten im Nordpazifik hatten Auswirkungen, die weit über die Region selbst hinaus reichten. Einerseits wurde hier erstmals überhaupt der Beweis erbracht, dass das zuvor Undenkbare tatsächlich möglich war. Andererseits drohte das Ansehen des Russischen Imperiums dadurch erheblichen Schaden zu nehmen, musste es doch als verantwortlich für diese scheinbar erste Vernichtung einer ganzen Art gelten. Die Einsicht, dass die Ressourcen des Nordpazifik endlich waren, veränderte den Umgang mit diesem Raum. Naturforscher unterbreiteten nun Vorschläge, wie sich die Herden schützen ließen. Und die Russisch-Amerikanische Kompanie, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Region ökonomisch kontrollierte, versuchte die Tierbestände so auszubeuten, dass die Erhaltung der Arten nicht gefährdet war. Tatsächlich konnten einige Erfolge auf diesem Gebiet verbucht werden, die jedoch nach dem Verkauf Alaskas an die USA im Jahre 1867 weitgehend zunichte gemacht wurden.

Die Durchdringung des Nordpazifiks wäre ohne die indigenen Bevölkerungen Kamtschatkas, der Aleuten und Alaskas nicht möglich gewesen. Russische Händler und Jäger, aber auch die Mitglieder wissenschaftlicher Expeditionen unterwarfen sie mit oftmals gewaltsamen Methoden und machten sie zu Instrumenten der kolonialen Umgestaltung ihrer eigenen Welt. Ryan Tucker Jones verbindet die Geschichte dieser gesellschaftlichen Veränderungsprozesse mit jener von der ökologischen Transformation der Region und bettet sie in imperiale Kontexte ein. Dadurch gelingt es ihm, die Wechselbeziehungen und Interdependenzen zwischen diesen unterschiedlichen Ebenen zu zeigen: So bedeutete etwa der Rückgang der Seeotterpopulation eine Katastro-

phe für die Aleuten, die aus dem Fell dieser Tiere Kleidung und andere Gegenstände hergestellt hatten. Nun mussten sie ihren Bedarf bei russischen Händlern stillen. Gleichzeitig hatten sie als Jäger in russischen Diensten einen erheblichen Anteil an der Dezimierung der Bestände. Auch deshalb nahm ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Kritik an einer solchen „Zivilisierung“ der indigenen Bevölkerung des Nordpazifischen Raumes immer mehr zu, ohne jedoch noch substantielle Veränderungen bewirken zu können. Nach 1867 kamen auch diese Debatten zum Erliegen.

Es ist das große Verdienst des Buches, die ökologischen und gesellschaftlichen Transformationsprozesse im Nordpazifik in ihrer imperialen Dimension zu beschreiben. Ryan Tucker Jones vermisst in vielerlei Hinsicht Neuland, denn er begreift das „Empire of Extinction“ stets auch als Imperium der (Neu-)Ordnung und wissenschaftlichen Systematisierung eines wenig erschlossenen kolonialen Raumes. Seine brillant geschriebene Studie wird die Debatte um den „russischen Pazifik“ auf Jahre hinaus maßgeblich prägen.

Robert Kindler, Berlin

MARTA FISCHER: Akteure und Agentien. Biobibliographisches Lexikon der Pharmakologen zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert. Aachen: Shaker, 2014. 295 S. = Relationes, 14. ISBN: 978-3-8440-2604-7.

In der Reihe *Relationes*. Schriftenreihe des Vorhabens *Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf dem Gebieten Chemie, Pharmazie, Medizin bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig* sind bereits verschiedene spezielle von der Autorin des vorliegenden Bandes erarbeitete biographische Nachschlagewerke erschienen: Als Band 4 Leibärzte der Zaren- und hoher russischer Adelsfamilien (soweit sie mit Deutschland in Verbindung standen), als Band 9 Physiologen, als Band 12 Vertreter der physiologischen Chemie. Jetzt liegt als Band 14 dieser Reihe eine Übersicht über Pharmakologen vor. Ergänzend sind die von Regine Pfrepper erarbeiteten Bände 3 (*Deutsch-russische Wechselbeziehungen in der Physiologie*) und 7 (*Wissensaustausch in der physiologischen Chemie*) anzuführen.

Als spezielle wissenschaftliche Disziplin hat sich die Pharmakologie in der Mitte des 19. Jahrhunderts zuerst in Deutschland, mit einer gewissen Zeitverschiebung dann auch in Russland entwickelt, wobei die Abgrenzung zu den Nachbardisziplinen immer fließend geblieben ist.

Eine Einführung, in der Prinzipien der Abgrenzung hätten dargelegt werden können, fehlt leider. Im Vorwort von Ortrun Riha werden die Gemeinsamkeiten zu den anderen in dieser Reihe herausgegebenen biobibliographischen Nachschlagewerken hervorgehoben. Verwiesen wird auch auf die alle Angaben enthaltende, online zugängliche Datenbank: <http://drw.saw-leipzig.de/personendaten->

[bank.html](http://drw.saw-leipzig.de/personendaten-bank.html). Die Druckfassung ausgewählter Biographien bezeichnet Ortrun Riha ausdrücklich als ein die gezielte Recherche erleichterndes Hilfsmittel.

Insgesamt werden im anzuzeigenden Band 82 Biographien deutscher und russischer Wissenschaftler vorgelegt, wobei durchaus nicht für alle die Berufsbezeichnung Pharmakologe angegeben wird; für die meisten ist das eine zusätzliche Bezeichnung neben Arzt, Physiologe, Gerichtsmediziner, Jurist usw. In einigen Fällen fehlt diese Bezeichnung völlig, so dass die Aufnahme dieses Namens zumindest problematisch erscheint, auch wenn als Schüler russische Pharmakologen genannt werden. Die angeführten deutschen Wissenschaftler haben nur teilweise direkte Kontakte nach Russland gehabt; zur Aufnahme in das vorliegende Lexikon genügte es offensichtlich, wenn bei ihnen bekannte russische Pharmakologen ihre Ausbildung erhalten haben. Andere deutsche Pharmakologen haben – zumindest zeitweise – in Russland gewirkt. Russische Pharmakologen wurden aufgenommen, wenn sie zumindest teilweise ihre Ausbildung in Deutschland erhalten hatten, in Deutschland publizierten oder sonstige Verbindungen zu Deutschland nachzuweisen sind.

Die biographischen Angaben sind in allen angeführten Publikationen nach einheitlichem System erfasst. Wenn man sich mit dieser Vorgehensweise vertraut gemacht hat, dann erschließen sich recht unterschiedliche Lebensläufe. Selbst für Personen, die in deutschsprachigen oder russischsprachigen biographischen Lexika angeführt sind, lohnt sich ein Nachschlagen durchaus, denn die bibliographischen Angaben – vor allem für die Sekundärliteratur – sind aktualisiert (einschließlich Hinweisen auf Wikipedia-Eintragen).

Peter Hoffmann, Nassenheide

Serhiy Bilenky: Romantic Nationalism in Eastern Europe. Russian, Polish, and Ukrainian Political Imaginations. Stanford: Stanford University Press, 2012. XIII, 389 S., 3 Ktn., 6 Tab. = Stanford Studies on Central and Eastern Europe. ISBN: 978-0-804-77806-0.

Das gegenwärtig gerade wieder – und im wahrsten Sinne des Wortes – umkämpfte ukrainische nationale Projekt vollzog sich in Abgrenzung zur polnischen und russischen Nationsbildung. Zugleich mussten sich die polnischen und russischen nationalen Eliten mit der sog. ruthenischen oder kleinrussischen Frage auseinandersetzen: Es musste beispielsweise debattiert werden, ob es überhaupt von der eigenen nationalen Gruppe distinkte „Ruthenen“ oder „Kleinrussen“ gab bzw. geben konnte und, falls ja, ob diese als Teil des Eigenen gelten und damit in das gedachte nationale Kollektiv inkludiert werden könnten. Diese Einschluss- und Ausschlussprozesse sind in den osteuropäischen Nationsbildungen signifikant und bereits häufig angesprochen worden. Somit verwundert es, dass bislang keine Arbeit in der nun von Bilenky untersuchten Kombination vorlag.

Der gewählte Zeitraum umfasst die sog. Romantik, also ungefähr die Jahre zwischen 1830 und 1847; dies ist in Kenntnis der großen Bedeutung dieser Zeit für die ostmittel- und osteuropäischen Nationsbildungsprozesse und des Einflusses der Herderschen „Volksgeistlehre“ auf diesen Teil Europas plausibel. Davon ausgehend, dass sich in dieser Phase nicht nur die ukrainische Nationalität – Bilenky bevorzugt diesen Begriff gegenüber dem der Nation –, sondern auch ein modernes Polen- und Russentum entfaltet hat, untersucht er die jeweiligen intellektuellen Elitendiskurse vergleichend. Dies ist aus mehreren Gründen interessant: 1. Es werden zwei im Engels'schen Sinne „historische“ Nationalitäten (Polen und Russen) mit einer „geschichtslosen“ (Ukrainer) verglichen. 2. Eine zwischen primär nationaler und imperialer Ausrichtung noch nicht entschiedene (russische) Nationalität wird mit einer anderen (polnischen) in Beziehung gesetzt, deren Oberschicht sich bislang als prämoderne *natio* verstand und sich erst im Untersuchungszeitraum profoundly mit dem Verhältnis zu den eigenen Unterschichten auseinanderzusetzen begann.

Regional konzentriert Bilenky sich auf das Territorium des Russländischen Reiches und klammert somit die Debatten in Preußisch-Polen oder im habsburgischen Galizien weitgehend aus. Gefragt wird nach den spezifischen Sprechweisen über das, was die jeweilige Nationalität ausmacht und was sie

von den jeweils anderen beiden nationalen Gruppen (möglicherweise) unterscheidet. Die Auseinandersetzungen der Intellektuellen mit der eigenen und den anderen Nationalitäten bezeichnet er als „encounter“, der in einem imaginierten – im Rekurs u.a. auf Benedict Anderson –, eher symbolischen als realen „space“ ausgetragen wurden. Er beginnt mit der Kategorie Territorium und fragt, wo die diskutierten geographischen Grenzen der Gemeinschaft liegen. Dies ist nicht zuletzt deshalb so wichtig, weil es an den östlichen Grenzen Ostmitteleuropas weitläufige ethnische und konfessionelle Überlappungszonen gab, die eine deutliche Trennung zwischen dem Eigenen und dem Fremden erschwerte. In einem zweiten Schritt, der im Zentrum der Untersuchung steht, untersucht der Autor die, wie er es nennt, „idioms“ oder auch „rhetorics of nationality“ der nationalen Gruppen: Was wurde über die nationale Sprache und ihre Geschichte gesagt, welche Rolle spielten Religion oder Konfession für die Nationalität auch in Abgrenzung zu den jeweiligen anderen Gemeinschaften in der Peripherie? Konnten z. B. konfessionell divergente Gläubige Teil der Nationalität sein? Bilenky ist sich der Heterogenität der Debatten über das, was denn die eigene Nationalität eigentlich ausmache, selbst innerhalb einer nationalen Oberschicht bewusst. Er versucht das Problem durch die allerdings nicht immer ganz überzeugende Etikettierung der Diskutanten als „Konservative“, „Liberalen“ oder „Radikale“ zu lösen. Er muss so natürlich Widersprüche aufzeigen, etwa bei dem in der Interaktion mit dem Zaren als „liberal“ zu bezeichnenden Alexander Puškin, der in der Beurteilung des polnischen Novemberaufstandes 1830/31 aber „konservativ“ war und seine Empörung über das Verhalten der Polen und der diese unterstützenden Mächte in seinem berühmten Gedicht *Klevetnikam Rossii* („An die Verleumder Russlands“) auch zum Ausdruck brachte.

In diesem insgesamt sehr dichten und kenntnisreichen Werk wird die Wechselseitigkeit des nationalen Aushandlungsprozesses sehr deutlich, wurden die Grenzen und Definitionen dessen, was denn „die Nation“ sei, nicht im luftleeren Raum, sondern im Austausch definiert. Die Akteure, bekannte Schriftsteller wie Adam Mickiewicz, Nikolaj Gogol' / Mykola Hohol' oder Taras Ševčenko, Historiker wie Mykola/Nikolaj Kostomarov oder Joachim Lelewel, kommunizierten z. T. real, z. T. auf einer (gedachten) intellektuellen Arena miteinander. Bilenky ist aber auch mit den Schriften weniger bekannter Beiträger zu den Debatten vertraut, die von ihm durchaus etwas häufiger mit biographischen Informationen hät-

ten eingeführt werden sollen. Ein etwas kleinteiligeres Inhaltsverzeichnis hätte zudem eine schnellere Orientierung ermöglicht.

Insgesamt liegt ein kluges, von der Belesenheit

des Autors zeugendes Werk vor, das anschaulich die transnationalen Aspekte des Nationsbildungsprozesses beleuchtet.

Kerstin S. Jobst, Wien

T.A. Parchomenko: Intellektual'naja èlita v kontekste russkoj istorii XIX–XX vv. [Die intellektuelle Elite im Kontext der russischen Geschichte des 19.–20. Jahrhunderts] Hrsg. von T. A. Parchomenko. Moskva: Rosspeñ, 2012. 318 S. Aktual'naja kul'turologija. ISBN: 978-5-8243-1415-1.

One of the most prominent and distinctive features of the Russian intellectual landscape as it emerges from the wreckage of the communist era has been the amorphous discipline known as culturology. By and large, westerners have found the mixture, claiming to combine a vague cultural analysis with 'science', national identity politics and Orthodox religion, to be a little too rich. In return, culturology has often appeared to be dismissive of the west, though it references some of the west's major thinkers. It has also been seen to be assertively Russian nationalist, in a slavophile and Eurasian mode, which lauds the Russian ethnoscapes but looks down on others. It is said to refuse recognition of the Judaic tradition to the point of being overtly anti-Semitic, though other critics would claim that it treats all other non-Orthodox religions in much the same way. Does this volume, published under the prestigious banner of Rosspeñ, fit the stereotype or confound it? First of all it does not wear its culturological provenance on its sleeve in that neither the title nor the brief résumé and introduction mention it. However, the first of the book's two sections and a glance at its contributors page proclaims it as a product of the Russian Institute of Culturology and a small tab on the front cover categorises it as "aktualnaia kul'turologija" (actual culturology). The first section is devoted to *The Intellectual Elite as a Culturological Problem* and the second to *The Place of the Intellectual Elite in the Spiritual Life of Russia in the XIX–XX Centuries: Ideas and Personnel (Personalii)*. Experienced observers will already see warning signs beginning to appear.

It is the fate of many books such as this on the Russian intelligentsia, to spend an inordinate amount of time defining the basic terms in a way that seldom seems comprehensive and satisfactory. This volume is no exception. In a very brief but absorbing and mercifully clear introduction, V.L. RABINOVICH, an elder statesman of Russian cultural analysis, identifies three key characteristics. As re-

spected intellectual achievers, characterised by their sensitivity to the plight of those less well-off than themselves, the intellectual elite are distinguished first, through being masters of their field; second, speaking excellent Russian, their native language, and, third, being happy. No suicidal melancholy for these bright people, nor, apparently, is there room for ethnic minorities. However, at least Rabinovich conforms to his ideal of clear, excellent language. Proceeding further into the volume this welcome characteristic becomes decidedly fuzzy. In accordance with the usual practice of culturology the inquiry into definition largely eschews socio-political and economic elements. The opening chapter delves into the linguistic roots of the terminology, especially in Latin antecedents. It is especially obfuscatory on what "intellect" is. The author, K.Z. AKOPIAN, "resolutely confronts" any attempt to define intellect in any way that can be "quantitatively measured" and also confronts "the fixation on levels of development of the intellect of the individual (including by so-called IQ)". Intellect is "very close" to what Vygotsky called "smart emotions" (*umnye emotsii*). Intellect is "the fullness of the individual's capabilities" or "the exhaustive completeness of his [sic] spiritual inclinations and psychological capabilities". (p. 18) There is worse to come. Exploring the far from self-evident term "The Elite of Time" O.K. RUMIANTSEV starts out from Karl Jasper's concept of the Axial Age as a formative moment in the history of spirituality and, for Rumiantsev, the moment of "the acquisition by humanity of targeted transcendence" (p. 32) and runs through that history to arrive at postmodernism via the rhetorical and modern epochs only fourteen pages later. Such sweeping runs through the empirically vague, partly in the name of science (if not of clarity) are reminiscent of some of the equally vast and heady intellectual draughts from the theosophy of the Silver Age and Spengler. Rumiantsev's selection, on no apparent basis, of reason, will and talent as the three basic human capabilities and their orientation towards the pursuit of truth, the good and beauty (p. 28) are also reminiscent of that earlier time.

It is with some relief that one turns from these fundamental socio-philosophical journeys to more mainstream methodologies. In a survey of ap-

proaches to defining the intelligentsia A.V. KVAKIN goes as far as to say, quite correctly, that “paradoxically” (why so?) some of the most serious research on the Russian intelligentsia has frequently appeared outside the Fatherland. Stuart Finkel is justifiably referenced here, but no one else. He also uses the excellent work of Jan Szczepański who, he claims, distinguished three categories of intellectual and creative intelligentsia based on the pursuit of truth and justice; popularisation and the development of ideologies and, third, as a social layer of highly-educated people having decisive importance for the development of culture.

The remainder of the volume follows this more accessible form of argument and roots itself in well-trodden paths of discussion of Russia’s intellectual history from the early nineteenth century. Some contributors engage somewhat with non-Russian historiography but, for the most part, they only look beyond Russia’s boundaries occasionally. Irritatingly, as in other spheres in this transitional time, they sometimes appear to be re-inventing the wheel.

The most interesting aspect of the volume as a whole is the weaving together of a new “Russian idea” which, by and large, skips the Soviet era, though, and not all culturological schools do this, it does pay some attention to late Soviet-era dissidents. It picks up threads from the Silver Age plus largely

émigré-developed strains such as Eurasianism. The authors, like many Russian intellectuals before them, certainly believe their work to be of vital importance. Rabinovich claims that the war in Chechnia would have been avoided had its supporters been familiar with Tolstoy’s Haji Murat. It was not read because Russia’s current elite did not finish at the gymnasium and, consequently, philistinism (*kehamstvo*) is the order of the day (p. 5). For S.I. RYZHAKOVA, under pressure of globalisation and an oligarchy which has cleaned the country out and exported its capital and wealth, the current crisis arose because of a lack of spirituality and religiosity. Getting Russia out of the cul-de-sac depends on the intellectual elite bringing its ideas to life and nurturing an electorate capable of understanding those views. (p. 99–100) Case studies draw on Russia’s past with a view to illustrating how this might be done. They range from the influence of Orthodoxy on XIX century intellectuals and pass through Eurasianism, Danilevsky and broad issues of religion and Russian society. They are all stimulating if rather inward-looking in places. Overall, this volume is perhaps weighed down by its vague, sweeping underpinnings but rises above them when the discussion turns to the more concrete, but what chance is there of the masses looking towards even a perfected (?) ivory tower for guidance?

Christopher Read, Coventry

Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Steffi Marung / Katja Naumann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. 256 S., 2 Abb. = Transnationale Geschichte, 2. ISBN: 978-3-525-30166-1.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/104584490x/04>

Das Leitmotiv aller Beiträge des Bandes *Vergessene Vielfalt* ... ist, dass die Forschungen zur transnationalen Geschichte sich zumeist auf die transatlantische Welt konzentrieren und dabei Ost- und Ostmitteleuropa aus dem Blick verloren geht. Dabei bin ich mir nicht sicher, dass das so stimmt. Trotzdem ist es erfreulich, dass die Autoren das Thema angehen. Als symbolischen Knotenpunkt sehen die Herausgeber die Pariser Weltausstellung 1900, „welche für sie emblematisch für die massiven Umbrüche in Ostmitteleuropa im Übergang zum 20. Jahrhundert steht ...“ (hier eine kleine Korrektur: Es ist nicht richtig, dass im Rahmen der Habsburgischen

Monarchie keine Repräsentanten aus Böhmen dabei waren – der Verleger Otto erwarb sogar ein Goldmedaille – S. 10). Von hier aus nimmt der Versuch den „Autorinnen und Autoren die Vielfalt ostmitteleuropäischer Raumordnungsprojekte empirisch und konzeptionell zu erfassen ...“ seinen Ausgang. – Das Thema entstand im Rahmen der Projektgruppe *Ostmitteleuropa transnational* am GWZO Leipzig.

Außer der umfangreichen Einleitung besteht das Buch aus zwei Teilen. Der erste handelt von Territorialisierungsprojekten in Ostmitteleuropa. Die Beiträge im zweiten Teil untersuchen Formen der ostmitteleuropäischen Integration in frühen internationalen Organisationen. Die Einleitung dient außer der Präsentation des Projektes auch einer zusammenfassenden Charakterisierung des erforschten Zeitabschnittes.

Der erste Teil des Bandes beginnt mit dem Beitrag von ULRIKE JUREIT: *Ordnungen des politischen Raumes im Kaiserreich: Territorium, Raumschwund und Leerer Raum*. Die Konzeption erscheint legitim, und es ist interessant, wie sich das Deutsche Reich im Zuge des imperialen Wettbewerbs um die koloniale

Landnahme in Afrika auch der Fiktion des „leeren Raumes“ bediente. Aber im Rahmen des Gesamtthemas wäre es interessant gewesen, die polnischen Gebiete Preußens einzuschließen.

JÖRN HAPPEL untersucht Transformationen und Krisen des imperialen Modells des russländischen Reichs. Es wird gut dargestellt, wie einerseits Russlands Raum im Selbstverständnis des Imperiums von Polen bis in den Fernen Osten, den Kaukasus usw. reichte, und gleichzeitig Russland im 19. Jahrhundert weiterhin Krisen im Kernland sowie an den Peripherien (Kaukasus, Polen) überwinden musste, die teilweise in der früheren Geschichte begründet lagen.

FRANK HADLER beschäftigt sich mit dem Thema Neoslawismus im Zusammenhang zwischen dem Zaren- und Habsburgerreich: *Vernetzungsimpulse aus Fernost – oder wie der 1908 in Prag zelebrierte Neoslawismus mit Russlands verlorenem Krieg gegen Japan zusammenhing*. Der Neoslawismus war eine Modifikation des Panslawismus. Man deklarierte keine „breitere Heimat unter Russlands Führung“, sondern eine slawische Kooperation außerhalb der Politik auf dem Feld von Kultur und Bildung. Dies war selbstverständlich illusionär, wie sich das besonders im Zusammenhang mit den Aktivitäten von Karel Kramář zeigte, einer der führenden Persönlichkeit der Bewegung. Die Bewegung war nicht besonders lebensfähig, aber im Zusammenhang mit den aufgeputschten Nationalismen und Russlands imperialen Interessen nicht ohne Wirkung. Hadlers Beitrag ist eine gute einführende Studie in den Europa und Asien umspannenden Zusammenhang.

ANNA VERONIKA WENDLAND (*Ost mitteleuropäische Städte als Arenen der Verhandlung nationaler, imperialer und lokaler Projekte*) zeigt einen weiteren Aspekt des Wandels der Territorialisierungsregime, die Städte und ihre Vernetzungen. Der Text hat eine stark kultur- und sozialanthropologische Prägung mit einigen konkreten Beispielen (Lemberg, Wilna, Breslau etc.). Es handelt sich um eine interessante Einleitung für weitere empirisch ausgerichtete Forschung.

Der erste Beitrag des zweiten Teiles ist von HELENA TÓTH: *Biographien, Netzwerke und Narrative:*

Transnationale Aspekte des politischen Exils nach 1848. Sie warnt mit Recht davor, die Geschehnisse des Jahres 1848 zu überschätzen, jedoch handelte es sich um einen wichtigen Wendepunkt, der eine der großen Migrationswellen des 19. Jahrhundert verursachte. Die Autorin zeichnet das Bild des ungarischen Exils, das Ausmaß und die Grenzen der Wirksamkeit transnationaler Netzwerke und Verbindungen vor dem Hintergrund intellektueller Reflexionen (Auguste de Gerando, Francis Bowmen, Emma Teleki, Károly Krajsir) als Folge der Revolutionen von 1848. Das steht im Kontext des Gesamtporträts über die Denkweise nicht nur des ungarischen Exil und nicht nur der Zeit des 19. Jahrhundert. Es geht um den Glauben an die Wiederauferstehung einer globalen revolutionären Utopie, der zwar nicht ohne politisches Taktieren auskam, doch letztlich vor allem ein *evergreen* auch für das nächste Jahrhundert wurde.

Die letzten drei Beiträge (DIETLIND HÜCHTKER: *Transnationale Netzwerke und lokale Verankerungen. Historisierungsnarrative der Frauenbewegungen am Beispiel von Galizien*; ADRIAN ZANDBERG: *„Preparing the new world“: Polish Prohibitionists and the early International Temperance Movement*; NIKOLAI KAMENOV: *Globale Ursprünge und lokale Zielsetzungen: die Anti-Alkoholbewegung in Bulgarien 1890–1940*) behandeln Themen, die spezifische lokale Ursprünge hatten und sich schnell international vernetzten. Die Protagonistinnen und Protagonisten waren meistens in einer breiten Ideenwelt zu Hause und es ist eine spannende Geschichte, wie sich die Fäden des Gedankentransfers zusammenfanden.

„Schlusswort“ des Bandes ist ein Gespräch über das Verhältnis von national(staatlichen) und transnationalen Bewegungen bzw. internationalen Organisationen (SUSAN ZIMMERMANN, MATTHIAS MIDDELL, MARCEL VON DER LINDEN).

Die Beiträge des Sammelbandes stellen viele anregende Einzelthemen vor, die das Ziel eine gleichzeitigen Territorialität und Internationalisierung miteinander verbinden.

Kristina Kaiserová, Ústí nad Labem

MARTINA LISA: Die Chronik des Václav Nosidlo von Geblice. Aufzeichnungen aus der böhmischen Exulantengemeinde in Pirna zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Edition und Übersetzung. Stuttgart: Steiner, 2014. 463 S., 9 Abb. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 47. ISBN: 978-3-515-10714-3.

Kann eine tschechische Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg, die das Leben von Exulanten zwischen 1626 und 1639 beschreibt, heutigen Lesern mehr bieten als nur Wissen für Spezialisten? Bei fortschreitender Lektüre wird schnell klar, wie bedrückend aktuell der Text ist: Berichte über Zwang aus religiösen Gründen, über Flucht und Vertreibung, über das Elend des Exils, über fortwährenden

Krieg, über Willkür von Beamten und Einheimischen, über Streit aus Neid, Ruhmsucht und Gier füllen die Seiten.

Nach der Schlacht am Weißen Berg (1620) und der „Verneuten Landesordnung“ verfügte der Kaiser in Wien die Rekatholisierung der Böhmisches Länder. Wo Überredung nicht zum Erfolg führte, sollten Gewalt, Enteignung, Demütigungen und schließlich die Vertreibung der Nichtkatholiken die religiöse Einheit wiederherstellen. Der Verfasser der Chronik beschreibt, wie viele Bewohner von Leitmeritz in diesem Prozess die Flucht in die sächsische Stadt Pirna dem Glaubenswechsel vorzogen und wie die schließlich über 3000 tschechischen Exulanten dort leben konnten; sie machten etwa ein Drittel der Bevölkerung Pirnas aus, waren durchaus unerwünscht, jedoch vom Kurfürsten geduldet und oft hilflose Opfer von Ausbeutung und Korruption: selbst für Beerdigungen musste oft Schmiergeld bezahlt werden.

Der Text der Chronik, in zeitgenössischer tschechischer Sprachform und in deutscher Übersetzung, bietet ein breites Kaleidoskop des damaligen Lebens: die Verfolgung durch die „Papisten“ in Böhmen, oft verbunden mit sinnloser physischer und psychischer Grausamkeit, fand in Pirna durchaus ihre Parallele gegenüber den Böhmen, die als Calvinisten oder Hussitennachfolger verdächtigt wurden. Die Belastungen durch Kriegszüge, Hungersnöte, Wohnungsprobleme und die Hoffnung auf Rückkehr – durch Einfälle der Sachsen und Schweden in Böhmen im-

mer wieder angeheizt – wechseln mit Fragen der großen Politik: das Auftreten der Schweden mit und ohne Gustav Adolf, die Gestalt Wallensteins und des Generals Tilly mit der Zerstörung der Stadt Magdeburg. Aberglaube, Wunderzeichen und Wetterphänomene werden immer wieder eingeblendet; auch Kuriosa fehlen nicht, wie das Auftauchen eines See-hundes in Dresden (S. 343).

Die Bearbeiterin hat die Chronik aus drei Handschriften in tschechischer Sprache übertragen zum Druck aufbereitet, ins Deutsche übersetzt und mit einem einfühlsamen und theoretisch fundierten Kommentar eingeleitet. Begriffe, Personen, Orte und Ereignisse werden in ausführlichen Anmerkungen erläutert, wobei eine beachtliche Vollständigkeit und Tiefe der Forschung erreicht wird. Einblicke in die Mentalität der Menschen im Krieg, der Fanatismus der religiös argumentierenden, aber oft nur habgierigen und gewalttätigen Zeitgenossen des Chronisten erinnern nicht nur an den Roman von Grimmelshausen, sondern in makaberer Weise an Ereignisse und Grundmuster menschlichen Verhaltens in heutiger Zeit, wie sie jetzt in anderen Weltgegenden zu beobachten sind. Vier Jahrhunderte trennen den heutigen Leser von den berichteten Gräueln; mit Betroffenheit erkennt er nicht nur viele Parallelen zur heutigen Zeit, sondern muss auch die Tatsache feststellen, dass nur eine dünne und brüchige Decke der Zivilisation uns von den damaligen Ereignissen trennt.

Manfred Alexander, Erfstadt

MICHAEL MEO: Romanticism in Astronomy in Baltic Russia in the First Half of the 19th Century. Portland: Selbstverlag Meo Michael, 2014. 82 S., 1 Kte. = Izucheniya dlya istorii astronomii v Rossii v peroi polovine devyatnatsatogo veka.

Der Autor gehört der *Northwest Independent Scholars Association* an; er selbst bezeichnet sich als „traducteur, auteur, maître“. Was seine wissenschaftshistorische Kompetenz anbelangt, so hörte er Vorlesungen bei dem überaus berühmten Physikhistoriker John Heilbron (* 1934) (siehe S. 6), der seit 1967 in Berkeley wirkt. Der Autor besuchte seinen eigenen Angaben gemäß die „graduate school in California“. Schon das Äußere des Werkes verblüfft den Leser. Das Werk verfügt über kein Literaturverzeichnis und keinerlei Register. Es ist in acht Abschnitte eingeteilt, die lediglich durch „***“ voneinander getrennt sind. Es gibt keine weiteren Einteilungen und keinerlei Überschriften. Es wird auffallend viel zitiert, auf vie-

len Seiten gibt es fast nur Zitate und kaum Text. Das macht das Werk sehr unübersichtlich und schwer lesbar. Der Text wird von ausführlichen Fußnoten begleitet.

Wie schon im Titel zum Ausdruck gebracht, verfolgt der Autor eine neue These. So wird auf den ersten Seiten ausführlich und in Form von zahlreichen Zitaten erklärt, was man unter Romantizismus zu verstehen hat. Es ist auffallend, so der Autor, dass im russischen Reich sehr viel Geld in den Neubau und den Ausbau von astronomischen Observatorien gesteckt wurde. Während John Heilbron die Meinung vertrat, dass es dafür nur zwei Gründe gebe, nämlich das Nützlichkeitsdenken und das Prestigedenken, will der Autor einen anderen Grund als den wesentlichen ansehen, nämlich die romantische Revolution, die die Förderung der astronomischen Forschung maßgeblich beeinflusste: „the reason of a Romantic view of the intellectual and spiritual life. A holistic worship of Nature, a view of Man as the

highest product of Creation, in whose intellect the meaning of the universe can only be developed, and that by means of unifying all of the activities of human beings, could have led the elite politically conservative monarchy to promote astronomical research.“ (S.6).

Im Folgenden wird schnell klar, dass der Autor weder über solide Kenntnisse von der Romantik im Allgemeinen und von der Romantik im Baltikum im Besonderen verfügt, noch detaillierte Kenntnisse über der Entwicklung der Astronomie vor allem in Dorpat hat.

Im Falle der Romantik in Dorpat hätte der Name des Altphilologen Karl Morgenstern nicht fehlen dürfen, und im Falle der Astronomie genügt es nicht, nur auf Dorpat zu schauen und den Namen Wilhelm Pfaff beiläufig zu erwähnen und einige wenige Fakten aus Wilhelm Struves wissenschaftlicher Karriere vorzustellen. Die Frage: „Did the comet of 1807 set Struve on his own brilliant career of studying astronomy“, würde ein vernünftiger Astronomiehistoriker nicht stellen. Struve lebte 1807 noch in Altona, erst 1808 ging er nach Dorpat, um dort klassische Philosophie zu studieren. Zum Astronomiestudium ermunterte ihn der dortige Astronom Wilhelm Pfaff und nicht der Komet von 1807. Auch über die politischen Verhältnisse in Dorpat ist der Autor nur

mäßig gut informiert.

Was die Literaturangaben anbelangt, so sind diese oft nicht auf dem neuesten Stand. Im Falle von Hegels Meinung bezüglich der Siebenzahl der Planeten beispielsweise wird eine Arbeit von Dieter Herrmann aus dem Jahre 1992 zitiert; es hätte Besseres von demselben Autor aus jüngster Zeit gegeben. Die Astronomie wird auf Dorpat beschränkt, andere Observatorien kommen entweder gar nicht oder nur am Rande vor; insofern ist der Titel eine Mogelpackung. Das Werk schließt mit einer Übersetzung von Friedrich Bienemanns *The Foundation of Dorpat University under the Administration of the Noble Estate, first German edition*, Reval 1902 (S. 73–82). Der deutsche Titel lautet: *Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I* und ist VI + 364 Seiten umfangreich. Es hätte wenigstens der genaue Titel und das Kapitel angegeben werden müssen, das hier übersetzt wurde.

Die hier vorgestellte Untersuchung ist zu mangelhaft, um ernst genommen zu werden. Es gelingt dem Autor nicht, seine anfangs geäußerte These, dass die romantische Revolution die Ursache für die großartige staatliche Unterstützung des Observatoriums in Dorpat gewesen sei, glaubhaft darzustellen und zu begründen.

Karin Reich, Hamburg

ANDREAS HELMEDACH / MARKUS KOLLER / KONRAD PETROVSZKY / STEFAN ROHDEWALD (Hg.): Das osmanische Europa. Methoden und Perspektiven der Frühneuezeitforschung zu Südosteuropa. Leipzig: Eudora, 2014. 506 S., Graph., Tab. ISBN: 978-3-938533-30-7.

Wann Europa beginnt und wo es endet gehört zu den Fragen, die wohl nie widerspruchsfrei oder gar zufriedenstellend beantwortet werden können. Das ab der Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Europa expandierende politische Gebilde, das später als Osmanisches Reich bezeichnet werden sollte, erschwerte die Beantwortung des zweiten Teils der Frage beträchtlich, handelte es sich doch um ein dreikontinentales Imperium, das vorerst keine Anstalten zeigte, sich (west)europäischer Muster in Hinblick auf seine kulturell-religiöse Orientierung, Verwaltung, gesellschaftliche Strukturierung und ökonomischen Kriterien zu bedienen. Weshalb auch? Es gab für das auf islamischen Prinzipien und manchen byzantinischen Fundamenten gegründete Reich genügend andere und bedeutendere islamstaatliche Anknüpfungspunkte, die bis in das siebte Jahrhundert zurückrei-

chen. Der europäischen Frühneuezeithistoriografie schien daher dieses Reich lange Zeit ein fremder Teil des europäischen Körpers zu sein.

Das Herausgeberquartett des zu besprechenden Bandes hat es sich zum Ziel gesetzt, ein wenig an dieser relativ starr erscheinenden Haltung zu drehen, um der Frühneuezeitforschung etwas von ihrer latenten Westeuropazentriertheit zu nehmen und die Geschichte des Osmanischen Reichs zu europäisieren (S. 10–11). Es sieht sich in diesem Unterfangen auch durch den Umstand bestärkt, dass die Historiografien der sich aus dem Osmanischen Reich im Verlauf des 19. und frühen 20. Jahrhunderts loslösenden europäischen Nationalstaaten ähnliche, wenngleich jeweils anders bezeichnete und bewertete Epochen-gliederungen konstruieren, die in das Konzept der Frühen Neuzeit nach westeuropäischem Zuschnitt integrierbar sind. Ein solche bleibt, so der Befund, allerdings noch ohne größeren Widerhall (S. 13–21). Daher stellen die Herausgeber auf etwas mehr als zwei Seiten das Programm eines „osmanischen Europa“ als alternatives Raum- und Epochenkonzept erneut zur Diskussion. Es sei ursprünglich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorgeschlagen worden,

habe sich bislang allerdings noch nicht durchsetzen können. Als Gründe für dessen erneute Forcierung werden die „engen Bezüge [des Osmanischen Reichs] zum europäischen Kontinent“ wie auch „die Verzahnung einer vermeintlich geschlossenen europäischen Geschichte mit der außereuropäischen, in diesem Fall der islamischen Welt des Vorderen Orients und Nordafrikas“ hervorgehoben (S. 23).

Es ist die deklarierte Absicht, „in vier thematisch strukturierten Abschnitten einige methodische Ansätze und Fragestellungen der historischen Frühneuzeitforschung im Hinblick auf deren Anwendbarkeit für die Geschichte des ‚osmanischen Europas‘ zu diskutieren.“ (S. 23) Daraus können wir ableiten, dass es in dem Band nicht darum gehen soll, das „osmanische Europa“ in die Frühneuzeitforschung *en bloc* zu integrieren, sondern lediglich auf parallele und kreuzungsgeschichtliche Entwicklungen hinzuweisen.

Bevor ich auf inhaltliche Gesichtspunkte zu sprechen komme, möchte ich auf einige bemerkenswerte formale Aspekte des Sammelbandes hinweisen. Dieser ist nämlich keineswegs aufwändig, sondern auf das Notwendigste reduziert aufgemacht. Diese Reduktion geht so weit, dem Leser oder der Leserin üblicherweise angebotene Services vorzuenthalten: die Einleitung ist sehr schlank gehalten und vermeidet theoretische und methodologische Eskapaden; einen Index, bei einem Gesamtvolumen von etwa 500 Seiten durchaus angebracht, gibt es nicht; selbst biografische oder/und fachliche Hinweise über die Herausgeber und Beiträge (und die wenigen Beiträgerinnen) fehlen. Der Band erschließt sich also nicht von selbst, sondern wir müssen uns die entsprechenden Informationen erst ergoogeln.

Die 19 Beiträge des Sammelbandes sind in vier Kapitel gegliedert, nämlich in: *Herrschaft – Macht – Gewalt, Wirtschaft, Religionskulturen sowie Zeitwahrnehmung – Geschichtsdeutungen*. Jedes dieser Kapitel wird von einem programmatischen Text eingeleitet, der von einigen der Herausgeber gemeinsam oder zumindest unter der Mitwirkung eines Herausgebers verfasst wurde. Diese Texte enthalten in unterschiedlicher Dichte teilweise tatsächlich das, was der Untertitel des Bandes verspricht, nämlich „Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa“. Dies ist bei den meisten restlichen Kapitelbeiträgen in der Regel nicht der Fall – ausgenommen etwa der Beitrag MARKUS KOLLERS *Vom Reich der Osmanen zum Osmanischen Reich – Herrschaft, Macht und Gewalt vom 16. bis zum 18. Jahrhundert* oder die methodologisch sehr anspruchsvolle Abhandlung SURAIYA FAROQHIS *Istanbul im 18. Jahrhundert: Wie Handwerker*

den Stadtraum unter sich aufteilen. Die Kapitelbeiträge behandeln vielfach sehr spezifische Fragestellungen, die zwar dazu dienen, das Forschungsfeld „osmanisches Europa“ abzustecken oder zu markieren, aber dennoch die Frage aufwerfen, für wen der Band in erster Linie gedacht ist. Die Herausgeber äußern sich zu dieser Frage nicht.

Der Einleitungstext zum Kapitel *Herrschaft – Macht – Gewalt* wurde von ANDREAS HELMEDACH und MARKUS KOLLER unter einem beinahe gleichlautenden Titel verfasst. Wie von dieser Autorenkombination kaum anders zu erwarten, befasst sich ein Unterabschnitt mit Ähnlichkeiten und Parallelen der Mechanismen und Präsentationen von Herrschaft in weiten Teilen des christlichen Europa und der islamischen Welt. Sie brechen in erfrischender Weise mit der immer wieder geäußerten Auffassung einer Schwächung der osmanischen Staatsmacht im 17. und 18. Jahrhundert, indem sie dieser eine „neue Osmanisierung“ in den fraglichen Jahrhunderten entgegenhalten.

Der einleitende Text zum zweiten Kapitel stammt aus der Feder von MARKUS KOLLER und RALF C. MÜLLER (*Zu wirtschaftlichen Strukturen und Institutionen im osmanischen Europa*). Er ist ähnlich wie jener zum ersten Kapitel eher forschungsgeschichtlich und daher rückwärtsgewandt anstatt perspektivisch und vorwärtsorientiert konzipiert. So wird beispielsweise die Sinnfälligkeit des Paradigmas „asiatische Produktionsweise“ diskutiert und erneut die Frage aufgeworfen, ob die osmanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit dem Begriff „Feudalismus“ hinreichend beschrieben werden könne; die beiden Autoren kommen hinsichtlich der zweiten Frage zu keiner eindeutigen Antwort, was ein wenig überrascht.

Der einführende Text zum dritten Kapitel – er stammt von DENISE KLEIN und STEFAN ROHWALD – ist der spritzigste unter den Einleitungstexten. *Religionskulturen – Strukturen, Praktiken, Diskurse* öffnet ein wahres Füllhorn an neuen Forschungsfragen und -vorschlägen, die sie aus dem bisherigen Forschungsstand entwickeln. Ihr Beitrag bettet zudem die folgenden Kapitelbeiträge in größere Forschungszusammenhänge ein und verleiht ihnen dadurch angemessene Bedeutung. Dieser Einführungstext bemüht sich offensiv, „das osmanische Europa“ in die Strukturen des westeuropäischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit einzubetten oder Kommunikationskreise und Verflechtungsgeschichten beispielsweise zum „türkischen Barock“ oder zum „serbischen Barock“, zur Schia bzw. zum Safawidenreich zu rekonstruieren.

Das vierte Kapitel steht konzeptionell quer zu

den bisherigen. Nach Kapiteln über Herrschaft, Wirtschaft und Kultur folgt überraschend eines über Zeitwahrnehmung und Geschichtsdeutungen, das von DENNIS DIERKS, KONRAD PETROVSZKY und NIKOLAS PISSIS eingeleitet wird. Nicht dass ich der Auffassung wäre, dass Zeitwahrnehmung oder Geschichtsdeutung ein marginales Thema darstellen würde, aber in einem repräsentativen Band über das osmanische Europa würde man sich strukturell Gleichwertigeres wie etwa „Recht und Gewohnheitsrecht“ oder „soziale Konfigurationen“ erwarten. Dabei ist auch dieser Einleitungstext bzw. das gesamte Kapitel in mentalitäts- und ideengeschichtlicher Hinsicht spannend aufbereitet, da er bzw. es den sozialen Konstruktionscharakter von Zeit sichtbar macht.

Die Herausgeber konstatieren, dass „von einer regelmäßigen und selbstverständlichen Einbeziehung osmanischer Geschichte in die Frühneuzeitforschung ... namentlich die deutschsprachige Forschung allerdings noch weit entfernt“ (S. 11) sei. Diesem Befund ist zuzustimmen, allerdings stellt sich die Frage, ob es nicht auch gute Gründe dafür gibt. „Disziplinäre Beschränkungen“ und „widerstrebende Periodisierungskonzepte“ (S. 13–21) haben die Herausgeber selber als Gründe angeführt; dem ist gewiss zuzustimmen. Bei all den Bemühungen, Ähnlichkeiten, Parallelen und Überkreuzungen

zwischen dem Osmanischen Reich und der westeuropäischen Frühen Neuzeit herauszuarbeiten, bei all den Anstrengungen, die europäischen Verflechtungen des Reichs und die über weite Zeitstrecken exzellenten Beziehungen zwischen Istanbul und Paris aufzudecken, war Istanbul nicht Paris und umgekehrt, und Flandern weist wenige strukturelle Bezüge zu Thrakien oder Ostanatolien auf.

Ich finde es daher schade, dass der umfangreiche Band nicht auch ein Kontra zulässt bzw. kein Kapitel enthält, das sorgfältig die Argumente vorbringt oder zusammenfasst, die gegen das Konzept eines osmanischen Europa sprechen. Auf der anderen Seite finde ich es aber gleichzeitig positiv, dass bislang viel zu wenig beachtete frühneuzeitliche Beziehungsgeflechte in Europa und darüber hinaus offensiv bearbeitet werden. Gemessen an der Erforschung der atlantischen Beziehungen Europas sind die Forschungen zu den eurasischen Beziehungsgeflechten noch dürftig, allzu dürftig. Der vorliegende Band kann dieses gewaltige Defizit natürlich nicht beheben, wohl aber ein wenig lindern. Er deutet eindrücklich an, dass das neuzeitliche Europa nicht an der habsburgisch-venezianischen Grenze mit dem Osmanischen Reich endet, aber auch nicht am Bosphorus.

Karl Kaser, Graz

CATHERINE HOREL (Hrsg.): Les guerres balkaniques (1912–1913). Conflits, enjeux, mémoires. Bruxelles: Peter Lang, 2014. 348 S., 10 Abb., 1 Tab. Enjeux internationaux, 31. ISBN: 978-2-87574-185-1.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1055918256/04>

Die Jahrhundertfeier der Balkankriege und des Ersten Weltkriegs haben in den letzten Jahren eine ungeahnte Welle an Veröffentlichungen hervorgerufen, von enzyklopädisch umfassend bis spezifisch fokussiert. Begleitet wurde diese Welle von zahlreichen Ausstellungen und Großveranstaltungen für eine breitere Öffentlichkeit. Zum akademischen Rahmenprogramm gehörten zudem zahllose Sammelbände mit einem eher impressionistischen Ansatz. Dieser Kategorie zuzurechnen ist auch der Band von Catherine Horel zu den Balkankriegen von 1912–1913. Der Untertitel *Konflikte, Themen und Erinnerungen* lässt diesen großzügigen Ansatz bereits erahnen. Der Band ist das Ergebnis der mittleren von drei internationalen Konferenzen, die in Paris unter dem Motto

„von Sarajevo bis Sarajevo“ abgehalten wurden. Ob damit 1908 oder 1914 bzw. 1994 oder 2014 (letzteres als erhofftes Zieldatum für die Aufnahme des Balkans in EU-Europa) gemeint ist, bleibt unklar, ist aber nebensächlich.

Die Tagungsbeiträge sind thematisch geordnet: regionale Konflikte, internationale Interventionen und Kriegserinnerungen. Diese Gliederung ruft Fragen auf, nicht zuletzt weil Kriegserinnerungen, politische und gesellschaftliche Traumata und Aufarbeitung sich zu einem eigenständigen Themenfeld entwickelt haben. Die Erforschung späterer gesellschaftlicher Vergangenheitsbewältigung und politischer Instrumentalisierungen des Kriegsgeschehens hat streng genommen mit den historischen Konflikten und Interventionen wenig gemeinsam. Auch die bildliche Darstellung durch Foto, Film und im Propagandadruck (fast ein Novum dieser Kriege), ist ein Thema an sich. Ein Fragezeichen haftet auch an der etwas willkürlichen Trennung zwischen einheimischen Konflikten und Außeninterventionen, insbesondere da just das Fehlen des Großmachteingreifens diese bewaffneten Auseinandersetzungen kennzeichnete.

Hrsg: Martin Schulze Wessel u. Dietmar Neutatz i. A. des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg

Die Einleitung der als Ungarn- und Ostmitteleuropa-Expertin bekannte Herausgeberin Catherine Horel verspricht ehrlicherweise keine neuen Einsichten in der ausufernden Forschung zu den Balkankriegen und zum Ersten Weltkrieg. Bei einem argwöhnischen Leser könnte manche Aussage, wie die über die „Brutalisierung“ des Krieges, die mit den Balkankriegen begonnen habe (S. 14), sogar ungewollte Assoziationen mit dem Carnegie-Report von 1914 hervorrufen. Auch die leicht hingeworfenen Verbindungen zwischen den Kriegen am Anfang des „kurzen zwanzigsten Jahrhunderts“ und denen an dessen Ende vermögen diesen Argwohn nicht zu zerstreuen. (S. 15) Positiv ist dagegen zu bewerten, dass die meisten Autoren aus den Staaten Südosteuropas kommen, auch wenn etwas unverständlich bleibt, warum drei von zwanzig Beiträgen in (teilweise unakzeptabel schlechtem) Englisch gedruckt wurden.

Bei einem derart großen Thema wäre eine gleiche Repräsentation aller involvierten Staaten in der Darstellung eine ungerechtfertigte Forderung. Auffällig ist dennoch, dass Bulgarien gänzlich fehlt, während mehrere Autoren sich Albanien bzw. Rumänien widmen. Auch die Forderung nach einem gemeinsamen Ansatz für jedes Thema oder nach gewissen Vorgaben bezüglich Analyseebene wäre vielleicht zu hoch gegriffen. Im ersten Teil (Konflikte) reichen die Beiträge von einer Darstellung der doch recht spezifischen Annexion der Süddobrudscha durch Rumänien im Sommer 1913 bis zur Rolle von Freischärlern in der Kriegführung generell. Im ersteren Fall fehlt den meisten Lesern der breitere historische Kontext. Im zweiten Fall ist der Rahmen zu breit gesteckt und erscheinen die Komitadschi oder Hajduke undifferenziert als Konstante der gesamten Balkangeschichte. Über dieses Thema ist in den letzten Jahren außerdem viel geschrieben worden, zu viel, um den Erfolg solcher irregulären Kampftruppen nur mit den Talenten ihrer Anführer zu verknüpfen.

Diese Probleme der Tiefenschärfe und des thematischen Zusammenhangs werden in den beiden anderen Teilen des Sammelbandes noch deutlich größer. Der Umfang der Beiträge variiert von sechs bis über zwanzig Seiten. Wie der Dobrudscha-Beitrag im ersten bietet auch der Beitrag über die Londoner Botschafterkonferenz und die Gründung Albaniens im zweiten Teil klassische Diplomatie- und Militärgeschichte. Dieser Blickwinkel hat gewiss seine Berechtigung für die Schlüsselrolle Albaniens in diesen beiden Balkankriegen. Für einen ähnlichen Beitrag über internationale Seestreitkräfte vor der albanischen und montenegrinischen Küste ab 1880

ist dies eher fraglich. Wesentlich interessanter und auf der Höhe der Forschung ist der Beitrag von NADINE AKHUND über die Expedition der genannten Carnegie-Kommission auf dem Balkan. Sie verknüpft die Arbeit der Kommission, ihre Normen (bezüglich Kriegsmoral) und ihre Lösungsansätze erfolgreich mit den neuen Beteiligten der internationalen Politik jener Jahren – einer internationalen Öffentlichkeit und den ersten „Nichtregierungsorganisationen“ *avant la lettre*. Dagegen passt der letzte Beitrag in diesem Teil über die Berichterstattung vom Balkan durch den französischen *Le Matin*-Journalisten Stéphane Lauzanne überhaupt nicht. Nicht nur, dass er berühmter ist wegen seiner eigenen Kampferzählungen aus dem Ersten Weltkrieg, sondern auch zu „internationalen Interventionen“ gehört sein Augenzeugenbericht zum Ersten Balkankrieg sicherlich nicht. Der Autor ist zudem unentschlossen, ob er Lauzannes Erfahrungen auf der Reise nach und in Istanbul nacherzählen oder sie als Quelle für die Ereignissen und Stimmung in der osmanischen Hauptstadt verwenden möchte.

Unweigerlich ist es im dritten Teil allein vom Thema her noch schwieriger, die Einzelbeiträge zu „Konflikterinnerungen“ sinnvoll zusammenzubinden. Drei von sechs Beiträgen befassen sich hier mit der westlichen Perspektive (ein französischer und ein britischer Journalist sowie ein französischer Armeezeichner). Auch der Beitrag über die zeitgenössische rumänische Presse und ihre Kriegsberichterstattung gehört dazu, auch wenn es sich hier um eine am Krieg (dem Zweiten Balkankrieg) beteiligte Nation handelt. CLAUDIU-LUCIAN TOPORS Darstellung der nationalistischen Presserhetorik vermag jedoch kaum mit Überraschungen aufzuwarten. Zitate belegen die Kriegsbegeisterung in *Adevărul* oder *Dimineața*. Leider verfolgt der Autor dabei das Kriegsgeschehen und dessen Wiedergabe in der Presse, statt zwischen den Positionen der einzelnen (politisch gebundenen) Zeitungen unterscheiden zu wollen. Nicht der Nationalismus als gemeinsamer Nenner, sondern die subtileren Unterschiede und Zwischentöne wären hier von Interesse gewesen. Das Fazit ist an sich nicht ohne Rhetorik: „Die Bevölkerung resignierte, die Kampfmoral des Heeres brach zusammen. Der nationale Neuanfang war nicht einfach. Er dauerte länger als der Krieg selbst und kam erst spät, in der Zwischenkriegszeit, zum Abschluss.“ (S. 301)

Das Thema der beiden letzten Aufsätze in dem dritten Teil ist jedoch ein ganz anderes: der (vor allem politische) Umgang mit den drei Kriegen im weiteren Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts. STANISLAV SRETENOVIC untersucht die Verbindung

zwischen Kriegserinnerung und Jugoslawismus, TSCHAVDAR MARINOV das Wechselspiel von Erinnern und Vergessen in Mazedonien. Der Beitrag von Sretenović ist relativ umfangreich, umspannt aber auch die gesamte Epoche von 1918 bis 1991. Seine Analyse der Instrumentalisierung der Kriege im Königreich, im Tito-Stalin-Konflikt sowie in den internen Machtkämpfen der sechziger Jahre gehört zu den interessantesten des Bandes. So hätten Titos Propagandisten die Kämpfer der Balkankriege gezielt zu Vorläufern der Partisanen im Zweiten Weltkrieg stilisiert. Auf zwanzig Seiten bleibt diese Analyse aber unweigerlich skizzenhaft.

Insgesamt bestätigt dieses Buch den schlechten Ruf, der Tagungsbänden generell anhaftet. Die Au-

toren beteiligten sich anscheinend aus unterschiedlichsten Motiven und hatten unterschiedlichste Zielgruppen vor Augen. Die Herausgeberin (die keinen eigenen Beitrag beisteuerte) hat sie gewähren lassen. Leider ist es die Realität der Forschungsförderung heute, dass Internationalisierung, Interdisziplinarität und Öffentlichkeitswirksamkeit als ausschlaggebende Kriterien solche heterogenen Tagungen hervorbringen. Das Endprodukt ist der nächste Sammelband mit wenigen lesenswerten Beiträgen, die auf diese Weise aber unbemerkt bleiben werden. So wie die Balkankriege selbst damals hat auch das publizistische Getöse um ihre Jahrhundertfeier seine Nebenschauplätze.

Wim van Meurs, Kleve/Nijmegen

STEFAN MALFÈR (Hrsg.): Die Protokolle des österreichischen Ministerrats 1848–1867. Abteilung III: Das Ministerium Buol-Schauenstein. 6: 3. März 1857 – 29. April 1858. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2014. LXV, 426 S. = ISBN: 978-3-7001-7561-2.

Knapp ein Jahrzehnt nach Ausbruch der Revolution und der sich anschließenden reaktionären Phase standen Franz Joseph und seine Minister vor zahlreichen Herausforderungen: Seine Herrschaft musste insbesondere in Ungarn und Lombardo-Venetien weiter gefestigt werden, ebenso musste das Reich im Inneren nach Ausbruch der „ersten Weltwirtschaftskrise“ reformiert werden. 1857/58 konnte der Kaiser durch seine Reisen nach Lombardo-Venetien und die längere Reise nach Ungarn zunächst einige propagandistische Erfolge verbuchen, die jedoch auf Grund seiner konservativen Haltung gegenüber den politischen Anliegen der dortigen, aber auch der Bevölkerung in den übrigen Kronländern letztlich nur kurzfristiger Natur waren. So wurden Amnestien verkündet, aber auch finanzielle und vertrauensbildende Maßnahmen durchgeführt. Zu letzteren gehört etwa die Einführung einer Passkarte, durch die – in einer Zeit schon weitergehender wirtschaftlicher Vernetzungen zwischen den Kronländern – im Inneren die Reisefreiheit erleichtert wurde. Zugleich jedoch wirkte die starre Haltung des Kaisers insbesondere gegenüber Ungarn eher destruktiv, zumal es seiner Regierung nicht gelang, einen ausgeglichenen Haushalt vorzulegen und das Währungssystem zu sanieren. Zukunftsweisend war schließlich in jener Phase vor allem der Beschluss, Wien durch die Schleifung der Stadtmauern zu verschönern und zu einer modernen Reichshauptstadt auszubauen.

Vor diesen angedeuteten grundlegenden Entwicklungen fanden die Beratungen des Ministerrates unter Buol-Schauenstein statt, in denen sich mehrere Schwerpunkte herauskristallisierten. Obwohl die rechtliche Stellung der Ministerkonferenz nicht herausgehoben definiert worden war, und obwohl der Kaiser die Ergebnisse ihrer Beratungen, insbesondere solche von eher allgemeinerer Natur zusätzlich dem Reichsrat vorlegte und letztlich die Beschlussfassung nach seinen eigenen Vorstellungen lenkte, bildete die Ministerkonferenz faktisch die Regierung; sie nahm daher eine besondere Rolle bei der Entscheidungsfindung der kaiserlichen Politik ein. Daher dokumentiert der vorliegende Band der umfangreichen, mehrbändigen Quellenedition der österreichischen Ministerratsprotokolle eine spannende Phase der neoabsolutistischen Herrschaft Franz Josephs. Erkennbar ist in den Protokollen etwa nicht nur die Unsicherheit, wie mit Ungarn zu verfahren sei, sondern auch, wie mit den ungarischen Evangelischen umzugehen sei. In Verbindung mit der Diskussion über die Rolle der katholischen Kirche, etwa in der Schulpolitik im Rahmen der Debatten über die aus dem Konkordat von 1855 resultierenden Konsequenzen, bildet das Verhältnis zu den Kirchen ein wichtiges, interessantes Themenfeld der Verhandlungen, die verdeutlichen, dass der Ministerrat in der Gleichberechtigung der Konfessionen ein staatstragendes Prinzip erkannte und somit die einseitige Bevorzugung der katholischen Kirche ablehnte. Insbesondere prägten die Wirtschaftsreformen die hervorragend nachzuvollziehenden Debatten im Ministerrat, wo die Folgen der Industrialisierung und der Gewerbefreiheit, Steuerzuschläge für die Lokalverwaltung und die Wirtschaftskrise wie auch die Einführung einer neuen Währung zu bedeutenden The-

menfeldern wurden. Ein weiteres hoch spannendes Problemfeld waren die Armee und die Gendarmerie und die insbesondere durch die Garnisonen und Einquartierungen entstehenden Lasten, über welche die Minister kontrovers diskutierten.

Die – wie bei den anderen Bänden auch – hervorragende Einleitung mit der notwendigen Kontextualisierung der Quellen und dem sehr gut erarbeiteten wissenschaftlichen Apparat machen auch aus diesem

Band der Quellenedition ein wichtiges, höchst spannendes Werkzeug für alle sich der Geschichte der Habsburgermonarchie widmenden Historikerinnen und Historiker. Es wird in dem hoffentlich bald publizierten abschließenden Band der ersten Serie der Ministerratsprotokolle von 1848–1867 seine Fortsetzung finden.

Heidi Hein-Kircher, Marburg

HEINER TIMMERMANN (Hg.): The Future a Memory. The Cold War and Intelligence Services – Aspects. Wien, Berlin, Münster [usw.]: LIT, 2013. 267 S. = Politik und Moderne Geschichte, 18. ISBN: 978-3-643-90442-3.

Der vorliegende kleine Sammelband präsentiert auf rund 260 Seiten verschiedene Aspekte zu Aktivitäten von Nachrichten- bzw. Geheimdiensten, die durch den zeitlichen Rahmen des Kalten Krieges eine gemeinsame inhaltliche Klammer erhalten. Der Herausgeber der Publikation ist der deutsche Historiker Heiner Timmermann, Professor für Europäische Geschichte der Neuen und Neuesten Zeit an der Universität Jena. Insgesamt äußern sich in dem Sammelwerk 13 internationale Autoren unterschiedlichster Professionen: Historiker, Journalisten und Politikwissenschaftler ebenso wie ehemalige Nachrichtendienstmitarbeiter, Militärangehörige und aktive Mitarbeiter der Central Intelligence Agency (CIA) und National Security Agency (NSA). Im Einzelnen kommen die Beiträge aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, den Niederlanden, Polen, Russland, Südkorea, Ungarn und den USA.

Die Essays sind allerdings qualitativ und quantitativ sehr unterschiedlich. Einzelne Beiträge haben fünf Seiten Umfang, andere wiederum knapp 50 Seiten. Dadurch entsteht leider unweigerlich ein inhomogener Gesamteindruck. Zudem genügen einige Aufsätze auch nicht den Standards wissenschaftlicher Überprüfbarkeit, da sie über keinen Fußnotenapparat verfügen. Damit bleibt die Informationsherkunft ungeklärt, was aber bei dem Thema Nachrichtendienste möglich sein sollte. Auch einheitliche redaktionelle Vorgaben und ein abschließendes Lektorat der einzelnen Aufsätze fehlen erkennbar. Wie leider bei entsprechenden kleineren Sammelbänden üblich, ist auch hier kein Register, kein Orts- und Personenverzeichnis oder gar ein Glossar nachrichtendienstlicher Fachbegriffe mitgegeben. Dieses wäre für den interessierten Leser mit Sicherheit hilfreich gewesen. Ebenso fehlt ein Verzeichnis mit

weiterführender Fachliteratur; Literaturangaben bei den einzelnen Aufsätzen fallen mitunter sehr rudimentär aus.

HEINER TIMMERMANN geht nach seiner thematischen Einführung in dem ersten Fachbeitrag auf den bipolaren Grundcharakter des Kalten Krieges ein. In *The Cold War, International Relations and Special Aspects of the German Situation* (S. 21–67) wird der Kalte Krieg generell als Konflikt zwischen Ost und West, der Sowjetunion und den USA oder dem Kommunismus versus den Kapitalismus eingeordnet, wozu Timmermann Marksteine des Kalten Krieges identifiziert. Dem stellt er den deutsch-deutschen Gegensatz gegenüber, wobei hierbei die innerdeutschen Beziehungen bis zur Wiedervereinigung im Zentrum des Überblicks stehen. In dem zweiten Beitrag widmet sich GÉRARD ARBOIT, ein ehemaliger französischer General und Historiker, der sehr interessanten Thematik des Überläufers. In *His defector he trusted. How the CIA Counterintelligence Staff broke the Western intelligence community for ten years, 1962–1973* (S. 69–75) identifiziert er Schwierigkeiten der USA in den ersten beiden Dekaden des Kalten Krieges, Überläufer zu nutzen, während sie selbst geheimdienstlich in entsprechender Weise attackiert wurden. Zwischen 1963 und 1973 sieht Arboit für die Gemeinschaft der westlichen Nachrichtendienste die Rolle des KGB-Residenten in Helsinki Anatoli Michailowitsch Golitsyn als entscheidend an, dessen Überlaufen eine Phase des Suchens nach „Maulwürfen“ innerhalb der CIA und damit Konflikte innerhalb der Dienste auslöste. BEN DE JONG, ein niederländischer Historiker, schildert in einem interessanten Ansatz in *The KGB view of the West: conspiracies and agents of influence* (S. 77–95) die Sicht des sowjetischen Geheimdienstes auf den Westen. Diese subjektive Sicht legt er anhand von schriftlichen Aussagen ehemaliger KGB-Offiziere vor, wobei der zeitliche Schwerpunkt auf der post-stalinistischen Ära liegt. De Jong hebt die Abhängigkeiten des KGB von Partei und Staatsführung in der Sowjetunion hervor, mit den entsprechenden Folgen für die programma-

tischen Sichtweisen auf den Westen. Im nächsten Beitrag, *The Secret War between the Soviet Bloc and Yugoslavia 1948–1955* (S. 123–127) thematisiert der ungarische Politikwissenschaftler LÁZLÓ RITTER den geheimdienstlichen Konflikt zwischen der Sowjetunion und Jugoslawien bis zur Machtsicherung Titos. Danach geht MICHAEL HERMANN, Professor aus Oxford, der interessanten Frage nach: *Instruments of Peace? Did Intelligence matter in the Cold War?* (S. 123–127). Hermann skizziert dabei auch die psychologische Bedeutung geheimdienstlicher Tätigkeiten im Kalten Krieg. Der deutsche Militärgeschichtler HORST BOOG beleuchtet speziell Aspekte der Luftwaffe und deren nachrichtendienstliche Bedeutung in seinem Aufsatz: *British-American Early Cold War Clandestine Overflights over Communist Territory 1950 to 1956* (S. 129–135). SIGURD F. HESS, ehemaliger Konteradmiral, greift in *Intelligence Clash in the Baltic during the Cold War* (S. 137–149) einen meist nur rudimentär untersuchten Bereich des Kalten Krieges auf, nämlich die geheimdienstliche Auseinandersetzung aus einer maritimen Sichtweise. So skizziert er die Ostsee als Schauplatz nachrichtendienstlicher Aktivitäten, beschreibt die Bedeutung des baltischen Meeres während der Zeit nuklearer Bedrohung. Laut Hess veränderte sich der geostrategische Charakter der Ostsee nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges von einer „closed red sea“ zu „open European Union waters of Northern Europe“ am Ende des Kalten Krieges 1989. Nach diesem maritimen Beitrag behandelt das nächste Essay die Thematik des Kalten Krieges wiederum an einem Beispiel der Luftfahrt. Der offizielle Chef-Historiker der CIA DAVID ROBARGE widmet sich dem Thema von Aufklärungsflügen anhand der bekannten Lockheed A-12 Aufklärungsflugzeuge. In *Archangel: CIA's Supersonic A-12 Reconnaissance Aircraft* (S. 151–196) präsentiert er einen guten Überblick über deren Bedeutung für die Sammlung nachrichtendienstlicher Informationen. Ein weiterer CIA-Mitarbeiter kommt im darauffolgenden Beitrag zu Wort. Der ehemalige CIA-Mitarbeiter DAVID E. MURPHY, Chef der CIA-Station in Berlin von 1959 bis 1961, schreibt über *17th June, 1953 and CIA's Berlin Operations Base* (S. 197–205).

Darin geht er auf die von östlichen Staatsführungen kolportierte und stets propagierte Behauptung ein, der Volksaufstand in der DDR sei durch westliche Geheimdienste subversiv gesteuert worden. ALEXANDER FURSENKO, ein russischer Historiker, und TIMOTHY NAFTALI, amerikanischer Geheimdiensthistoriker, behandeln als ausgewiesene Experten des Kalten Krieges geheimdienstliche Aspekte der Kubakrise von 1962 im Kontext des sowjetischen Spions Aleksander Feklisov: *The Scali-Feklisov Channel in the Cuban Missile Crises* (S. 207–214). Der Beitrag von JACEK RAUBO, einem polnischen Militärgeschichtler, lautet *Germany after World War II – Crucial Frontline of Intelligence Service* (S. 215–227). Er geht speziell auf den Beginn des Kalten Krieges am Beispiel Deutschlands, speziell auf Berlin als Hauptstadt der Spionage ein. Dabei skizziert er oberflächlich die nach Ende des Zweiten Weltkrieges entstandenen deutschen Nachrichtendienste wie BND, BfV und MfS. Abschließend wurde auch aus dem aktiven Mitarbeiterbereich der CIA und NSA ein äußerst spannender Beitrag beigegeben: *The Venona Project* (S. 229–253). Hinter dem Codeword verbirgt sich eine erfolgreiche Geschichte der Kryptoanalyse. Amerikanische und britische Gegenspionagebereiche hörten zwischen 1940 und 1949 mehr als 2.900 sowjetische Diplomatenberichte ab. Erst nachdem das FBI die so genannten Venona-Papiere in seinen Besitz hatte bringen können, wurden über Jahre hinweg die Berichte entschlüsselt. Die ersten Unterlagen der Venona-Papiere sind schließlich 1995 freigegeben und veröffentlicht worden.

Der Sammelband vermittelt insgesamt verschiedene nachrichtendienstliche Aspekte der Zeit des Kalten Krieges. Einzelne Beiträge erscheinen dabei in ihrer Bewertung nicht besonders neu und können zudem aufgrund ihrer Kürze ihre untersuchten Themen nur anreißen. Allerdings ist der Vorteil dieser Aufsatzsammlung, dass man sich sehr breit dem Thema genähert hat. Hervorzuheben ist dabei besonders der internationale sowie der fachübergreifende Ansatz der einzelnen Autoren.

Bodo Hechelhammer, Berlin

CONSTANTIN IORDACHI / ARND BAUERKÄMPER (Hg.): The Collectivization of Agriculture in Communist Eastern Europe. Comparison and Entanglements. Budapest, New York: Central European University Press, 2014. IX, 557 S., 3 Ktn., 5 Tab. = ISBN: 978-615-5225-63-5.

Table of contents:

<http://external.dandelon.com/download/attachments/dandelon/ids/DE020FEA11F51820ED-B88C1257CB4003067AB.pdf>

The publication of *The Collectivization of Agriculture in Communist Eastern Europe* by two main editors, Constantin Iordachi and Arnd Bauerkämper, is the result of a highly ambitious project with clearly defined goals and methodology. While the collectivization of agriculture is a subject that has been under research in many Central and Eastern European countries, existing studies are written mostly just from the perspective of individual states and nations and most authors just aim at presenting a critical assessment of these countries' communist past. Methodological problems such as the social or environmental impact of collectivisation thus tend to remain overshadowed by political history. Constantin Iordachi and Arnd Bauerkämper try to escape this stereotypical view of collectivisation in Central and Eastern Europe and successfully. Yet even so, the volume has a number of critical shortcomings and struggles with various problematic issues.

In their introduction, the two editors analyse shared features and possibilities of a transnational approach to collectivisation (p. 3–46). Their approach is well chosen: they not only summarise the most important contemporary historiography of particular cases but also analyse the key concepts without which a comparative work would be impossible. In their particular context, it is especially the notion of "Sovietisation" which had since the 1990s undergone a profound but yet insufficiently studied development. Instead of taking the term to mean a monolithic adoption of a Soviet model 'from above', historians nowadays tend to see Sovietisation as a "multi-faceted, open-ended and even multi-directional" process which was far more dynamic than the one implied by the static model used in the 1990s. This shift enables a far greater flexibility of interpretation, which is highly desirable.

Despite this explicit invitation to approach the subject of collectivisation from a different, a comparative point of view, it seems that some authors were somewhat taken aback by this challenge. Most

illustrative of this point is the text on collectivisation in Poland (p. 113–146). Its author, DARIUSZ JAROSZ, for example, in his explanation of Polish 'deviation' from the Soviet model uses the term "tolerance". If, however, we take into account the introductory text, we should ask whether this really was an issue of tolerance or rather an inherent part of the internal dynamics of the process. Jarosz's use of this term implies a clearly defined, static framework of "Sovietisation" which allowed no divergence. Unfortunately, this is not the only text which fails to take into account the new interpretative framework defined by the two editors. Other texts, too, work with the static model (e.g., JAN RYCHLIK and his analysis of Czechoslovak collectivisation, p. 181–210).

The book offers many different interpretations of and perspectives on the phenomenon of collectivisation. For example, the introduction is followed by an excellent contribution by LYNNE VIOLA, which in many ways methodologically follows the direction set by the introductory essay and develops it further to suit the model applied in the USSR. Viola uses the notion of collectivisation as an expression of a modern state-building process in the USSR in a well-considered and conceptually well-balanced manner. Unfortunately for East European authors, this opens a sad subject: if we accept this model, we also have to admit that its implementation in the countries of Central and Eastern Europe – which after 1945 in various aspects of agricultural development and sciences were closer to the West than to the Soviet Union – was a step back in their otherwise promising development. This working hypothesis again confirms the need for a closer examination of the notion of "Sovietisation". Lynne Viola's text clearly demonstrates her vast experience, careful consideration paid to the subject, and ability to outline new hypotheses and visions. Her text focuses mainly on collectivisation in the inter-war period, leaving post-war developments and post-war argumentation somewhat aside. Even that, however, can be very interesting since in the post-war era, collectivisation was fundamentally 'modernised'. In contemporary texts and arguments, often also adopted in the states of Central and Eastern Europe, we repeatedly find the notion of neo-Malthusianism which became a sort of updated version of the original, autarkist, non-Western and anti-capitalist argumentation (p. 61). It thus seems that approach to collectivisation did not remain static for long. Faced with new challenges, it proved to be fascinatingly dynamic both in its rhetoric and in the character of its argumentation.

Interesting and noteworthy is also the interpretative approach which views collectivisation not as an economic necessity (struggle for grain) but mainly as an expression of “struggle with the enemies of socialism”. Collectivisation is then rather reminiscent of a disciplinary exercise (M. Foucault) in a new environment of high modernism (J. C. Scott). In a broader context, this is reflected in the inclusion of texts which deal with the subject of post-war population transfers. Pleasantly surprising are also observations on the role of women in the collectivisation process (DARIUSZ JAROSZ, p. 133–134) and other unjustly overlooked phenomena and notes from the individual countries where collectivisation took place. In the area of environmental history, on the other hand, this publication sadly neglects some issues of crucial importance for the period covered, in particular the 1950s, such as attempts at manipulating the climate, the role of collectivisation in the creation of forest belts, great construction projects of socialism, and other phenomena brought about by Soviet power and science.

The main problem of the publication is, however, that despite the main editors’ tremendous effort and despite the most erudite and interesting introductory studies, the inclusion of some authors feels rather forced and detracts from the overall quality of the result. In particular, the publication includes some historians who had never properly dealt with collectivisation, history of agriculture, or environmental history. Their texts offer little more than a chronological overview of the relevant laws and legal acts supplemented by statistical overviews of the progress of collectivisation and traditional conclusions which seem rooted in the 1990s rather than after 2010. The issue is not so much one of individual shortcomings but rather a systemic drawback which is a result of the absence of a network of researchers in Central Europe. Such networks did exist before 1989 and were often created quite artificially on the initiative individual academic institutes or universities, but academic exchanges managed to promote networking very well. After 1989 there came a general preference for Western contacts with the result

that while Central Europe has a shared history, we are incapable of professionally sharing or analysing it. Motivation is the main thing that is lacking and that also led to the disappearance of a shared and joint networking space. We could only wish that this publication would be a harbinger of long-term efforts of its authors and not just a one-off project.

In practice, the absence of mutual links leads to a degree of isolation of the individual national approaches, whereby each then has a tendency to claim that development in their country was absolutely specific. We witness this tendency even in this publication. What is absent is a capability of comparison. Instead of finding shared features – something that should characterise multilateral projects – many studies included in this book highlight unique aspects of the development in their country. And as NIGEL SWAIN rather characteristically claims in the book’s conclusion, similar claims may have been acceptable perhaps in the 1990s but nowadays they have to be viewed as symptoms of “intellectual laziness” (p. 498).

In such a short space, one cannot write about each contribution individually. In my view, however, an overall perspective reveals that this publication in a way summarises and concludes one essential chapter of research, i. e. as the subject of collectivisation was hitherto approached. Although it brings a detailed analysis as well as a chronology of collectivisation policies in Central and Eastern Europe, the above-mentioned problems are the reason why this volume as a whole does not achieve – for example in describing the social impact of collectivisation – the quality exhibited in publications such as LYNNE VIOLA’s *Peasant Rebels under Stalin: Collectivization and the Culture of Peasant Resistance* (New York: Oxford University Press, 1996), who, as mentioned above, actually contributed to this volume the first chapter, on collectivisation in the USSR. All the more so, therefore, it will be impossible in the near future to write a significant work on a related subject without using this publication as a foundation, a starting point for every researcher in this area.

Doubravka Olšáková, Prag

Invalidy i vojna. Invalidy Pervoj mirovoj vojny. Istoričeskie i npravstvennye uroki. Materialy II Meždunarodnoj naučno-praktičeskoj konferencii (29–30 nojabrja 2012 g., Moskva). Pod. red. S. S. Stepanova i E. Ju. Sergeeva. Moskva: Izdat. MNĖPU, 2013. 382 S., Abb. ISBN: 978-5-7383-0379-1.

Kriegsinvaliden sind selten Gegenstand der Forschung; erst seit der hundertjährigen Wiederkehr des Beginns des Ersten Weltkriegs holt sie die Wissenschaft verstärkt aus dem Dunkel des Vergessens. Von den Invaliden der Zarenarmee scheint insbesondere zu gelten, dass sie als Opfer des „imperialistischen Kriegs“ auch später im Sowjetstaat wenig

wissenschaftliche Beachtung erfuhren. Den Invaliden der Roten Armee des Bürgerkriegs waren sie materiell nachgestellt, wenn auch eine rudimentäre Versorgung für sie vorgesehen war, die allerdings wegen der Versorgungskrise der Bürgerkriegszeit und der zwanziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vor allem von Angehörigen und Dorfgemeinschaft geleistet wurde. So greift der Leser erwartungsfroh zu dem aufwändig gestalteten Sammelband einer Konferenz, die im Spätjahr 2012 in Moskau zu „historischen und ethischen Lektionen“ des Themenkomplexes abgehalten und von einer Fotoausstellung begleitet wurde. Als erstes fällt hier auf, dass der Sammelband nicht nur 22 Beiträge von unterschiedlichster Länge enthält, sondern in einer zweiten Abteilung historische Quellentexte abgedruckt sind, die von Zeitgenossen – oft als Memoirenfragmente – verfasst wurden. Sie beschreiben teilweise Personen des Zarenhauses, die im Krieg im Sinne der russischen *blagotvoritel'nost'* tätig wurden, vor allem aber auch Personen und Dinge, die mit dem Thema nicht im entferntesten zu tun haben. Beschlossen wird dieser mit einer Empfehlung der Konferenzteilnehmer – an die staatlichen Organe der Russländischen Föderation? –, das Gedenken an die Opfer des Ersten Weltkriegs zu verewigen und die Forschung zu den Invaliden zu unterstützen.

Nicht nur in seiner strukturellen Anlage zerfällt der Band in zwei sehr verschiedene Teile. Schnell gewärtigt man auch krasse inhaltliche und qualitative Unterschiede bei den Aufsätzen, wobei sich manche Autoren auf eine Wiederholung der russischen Weltkriegspropaganda und älterer Quellen beschränken, was an die russische „Reprintomanie“ seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gemahnt. Die meisten Beiträger kommen ohne die Rezeption neuerer, geschweige denn ausländischer Publikationen aus. Dem Rezensenten erleichtert dieses Faktum seine Arbeit, da es sich nicht lohnt, solche Beiträge zu erwähnen, ganz abgesehen davon, dass einige das Thema vollständig verfehlen. Hier sollen nur die Artikel besprochen werden, die für die Forschung tatsächlich einen Erkenntnisgewinn darstellen.

IRINA PAVLOVA (Krasnojarsk) greift politische und rechtliche Voraussetzungen für Hilfsorganisationen in der Zarenzeit und nach der Oktoberrevolution auf, die sich den Kriegsinvaliden widmeten. Bis 1917 waren diese Organisationen sehr verschieden, voneinander und von einer koordinierenden Zentralbehörde unabhängig und vom russischen Wohltätigkeitsgedanken angetrieben. Interessant ist hier, dass noch im Krieg versucht wurde, von den Erfahrungen im Umgang mit Invaliden beim Kriegsgegner

Deutschland zu lernen. Das hat den Beschluss der Provisorischen Regierung mit beeinflusst, die zahlreichen privaten bzw. gesellschaftlichen Invalidenasyle in staatliche Aufsicht zu überführen und die Versorgung von staatlicher Seite zu leisten. Der Prozess führte 1918 zur Auflösung der vorrevolutionären gesellschaftlichen Einrichtungen und zur Zentralisierung der Hilfeleistung, indem die Kriegsinvaliden den „Invaliden der Arbeit“ gleichgestellt wurden.

OKSANA NAGORNAJA (Čel'jabinsk) vergleicht den Umgang mit kriegsgefangenen Invaliden in Russland und Deutschland in ihren Heimatländern. Sie betont, dass in Deutschland das Problem offensiv angegangen wurde und Invalide so bald wie möglich ihrem beruflichen Lebensalltag zugeführt werden sollten, während im zarischen Russland ein prinzipielles Misstrauen gegen alle in Gefangenschaft geratenen Soldaten bestand, was auch den Invalidenaustausch bzw. die Internierung in neutralen Staaten verzögerte. Weiterhin stand vor dem humanitären Anliegen die Furcht vor Spionage, während die Staatsorgane gleichzeitig die Repatriierten als Informationsquelle über den Gegner und zu Propagandazwecken im eigenen Land benutzten. Die Ausrichtung der Invalidenversorgung am Vorbild der deutschen Erfahrungen, etwa mit Rehabilitationszentren, scheiterte meist am Fehlen jeglicher Mittel, und repatriierte Invalide wurden im Sowjetstaat in überfüllte und unzureichende Arbeitskolonien abgeschoben.

Der Beitrag von DANILA VLADOMIRSKIJ (Minsk) zur Sozialfürsorge der Kriegsinvaliden in der Weimarer Republik beeindruckt durch seine gründlichen Kenntnisse und konkreten Schlüsse. Der Weißrusse hat sich durch deutsche Gesetzestexte und neuere Publikationen hindurchgearbeitet. Er beachtet psychisch-mentale Aspekte der Kriegsinvalidität ebenso wie die materiell-organisatorische Seite. In Deutschland entstanden mehrere Interessenverbände, die auch parteipolitisch organisiert waren und sich zuweilen gegenseitig bekämpften, während die staatliche Fürsorge, nicht zuletzt durch die Geldinflation, schließlich versiegte und die Stimmung in der Bevölkerung mitunter gegen die Invaliden umschlug. Die wirtschaftliche Notlage jener Jahre und die Konkurrenzsituation verhinderten ungeachtet des hohen Organisationsgrades günstigere Lösungen für die Invaliden.

SEVO JAVAŠČEV (Sofia) bietet einen kurzen Überblick über die Invalidenfürsorge in Bulgarien, und zwar entgegen dem im Titel genannten Zeitrahmen von 1919 bis 1945 schon seit den Balkankriegen 1912/13. Wenn auch die geordnete Einrichtung der Fürsorge erst nach dem Weltkrieg richtig begann, so

besteht hier der Eindruck einer guten Organisation.

IRINA BELOVA (Kaluga) behandelt die Fürsorge für repatrierte russische Kriegsgefangene im Gouvernement Kaluga, wofür sie zeitgenössische und Archivquellen heranzieht, was sich in ihrem statistisch fundierten Beitrag positiv niederschlägt. Ihre Studie beginnt mit der Heimkehr größerer Kontingente Kriegsgefangener seit 1917 und den ersten ausgreifenden Maßnahmen der Gouvernementsverwaltung. Dass nach dem Waffenstillstand an der Westfront die deutsche Militärverwaltung entgegen einem entsprechenden Verbot der Entente-Mächte noch verstärkt russische Gefangene zur Repatriierung nach Osten entließ, scheint ihr unbekannt: England und Frankreich waren im russischen Bürgerkrieg Verbündete der Weißen und befürchteten eine personelle Verstärkung der Roten Armee. In der Heimat fehlte es aber schon 1918 fast an allem, nicht zuletzt an Formularen für die Rückkehrer, mit denen diese staatliche Hilfe beanspruchen konnten. Während der Bürgerkriegsjahre blieb so die Heimkehrer- und vor allem Invalidenfürsorge schlichtweg auf der Strecke, bis sie zwischen 1920 und 1922 ganz eingestellt wurde. Bis 1921 kehrten über 86 % aller in Gefangenschaft geratenen 21.000 Männer des Gouvernements dorthin zurück, was eine recht hohe Rate ist und für Verluste von 10 % oder weniger spricht. Die Regionalstudie stellt einen der konkretesten Beiträge des Bandes dar.

In einem der kürzesten Beiträge stellen LJUBOV ŽVANKO (Charkiv) und ALEKSEJ NESTULJA (Poltava) die Sozialpolitik des Hetmanstaats für rund 184.000 Invalide in der Ukraine rein auf Basis von Archivquellen vor. Da 1918 das – überdies von Mittelmächte-Truppen besetzte – Land ausgesprochenes Durchzugsgebiet für die sich auflösenden russischen Frontarmeen war, kamen Invalide aller Nationalitäten in den Genuss materieller, medizinischer und juristischer Hilfe.

Die Petersburger Medizinhistoriker ANATOLIJ BUDKO und GALINA GRIBOVSKAJA umreißen Tätigkeit und Bedeutung des Petersburger Marienasyls für Amputierte in den Kriegsjahren. In einem Gebäude mit 75 Plätzen konnten diese kostenlos dort wohnen, bis ihre Prothesen hergestellt und angepasst waren.

Auf einem bislang in der Weltkriegsforschung kaum beachtetem Feld leistet ALEKSANDR ASTAŠOV (Moskau) Pionierarbeit, wenn er Ergebnisse seiner Archivforschungen mit der internationalen Literatur abgleicht. Selbstverstümmelung von Soldaten zum Zwecke ihrer „Invalidisierung“ ist teilweise bis heute ein Tabu in national ausgerichteten Geschichts-

schreibungen. Mit einem Blick auf frühere und spätere Kriege stellt er eine durchschnittliche Rate bei Verletzungen der oberen Extremitäten von etwa einem Drittel aller Verwundungen fest, während sie in der russischen Weltkriegsarmee rund 10 % mehr bzw. bis zu 50 % betragen habe, was er auf Selbstverstümmelung zurückführt. Russische Militärorgane trachteten frühzeitig, den massenhaften Selbstverstümmelern auf die Spur zu kommen und setzten bei ihrer Entdeckung hohe Strafen – bis zur Todesstrafe – an, die jedoch im allgemeinen doch nicht verhängt wurden, ebenso wenig wie die harte Bestrafung von aufgegriffenen Deserteuren. Allerdings reichten Zeit, Ausbildung (Forensik) der Ärzte und Mittel in den Lazaretten nicht aus, Selbstverstümmelherauszufinden. Die Hälfte der Verdächtigen wurde daher als gerechtfertigt entlassen, andere ihren Einheiten rücküberstellt. Auch bei den Bürgerkriegsparteien spielte Selbstverstümmelung eine Rolle. Auf die Erfahrungen von 1914 bis 1920 griff dann die sowjetische Militärmedizin seit dem Winterkrieg mit Finnland zurück, und 1943 wurde ein gerichtsmedizinischer Dienst bei der Roten Armee eingerichtet.

Neben der Selbstverstümmelung steht komparativ der auf neuesten Forschungen beruhende Artikel von IRENE GUERRINI und MARCO PLUVIANO (Genua) zu psychischen Erkrankungen und *shell-shock* italienischer Soldaten. Die italienische Vorkriegspsychiatrie scherte aus der Linie der Psychiatrie der meisten europäischen Länder insofern aus, als sie mit der juristischen *scuola positiva* und der Kriminalanthropologie eng verbunden war und organisch-genetische Defekte wie etwa physische Ausfälle, Alkoholismus, Syphilis, Epilepsie als Ursache für psychische Erkrankungen ansah. Zur Heilung von Psychosen und vor allem zur Feststellung von Simulanten wurde in der Armee ein psychiatrischer Dienst mit führenden Psychiatern des Landes eingerichtet. Ungeachtet dessen wurden für den Kriegsdienst Untaugliche eingezogen, was den unbeachtet bleibenden Protest der Psychiater hervorrief. Mit den Rückschlägen der italienischen Armee seit 1917 wurde die brutale Disziplin verstärkt, Erholungsmöglichkeit für die Frontsoldaten verringert, physisch-mentale Schäden wurden restriktiver anerkannt. Die Autoren erinnern daran, dass neben 1080 hingerichteten Soldaten (im Text ist fälschlicherweise von Hunderttausenden die Rede) weitere von den eigenen Offizieren getötet wurden, als sie im Gefecht Nervenkrisen erlitten. Wie etwa in der österreichischen Armee wurden Elektroschocks angewandt, auch um Simulanten herauszufinden. Die

Autoren nennen verschiedene psycho-neurale Erkrankungen als Kriegsfolgen und betonen die Filterfunktion der Militärpsychiatrie, die wenigstens 40.000 Soldaten und damit eine anteilig sehr viel niedrigere Zahl als die britische, französische oder deutsche Psychiatrie behandelte. Dabei war der Anteil hospitalisierter Offiziere, die eine mildere Behandlung erfuhren, in Italien höher als der der Mannschaftsränge. Eine auch politische Aufarbeitung der italienischen Militärpsychiatrie unterblieb nach dem Krieg. Psychisch traumatisierte Kriegsinvaliden wurden hier nicht den physisch Versehrten gleichgestellt, der Heldenstatus wurde ihnen in der Siegernation vorenthalten. Waren schon die sanitär-hygienischen Bedingungen in den Militärspitälern katastrophal, so starben viele der hospitalisierten Kriegstraumatisierten bei Kriegsende noch an der Spanischen Grippe. Insgesamt stellen die Autoren der italienischen Kriegspsychiatrie damit ein schlech-

tes Zeugnis aus. Dass dieser Zustand neben der Nicht-Anerkennung der aus Gefangenschaft heimkehrenden Soldaten im Nachkriegsitalien die faschistische Bewegung Mussolinis nachhaltig beförderte und weitreichende politische Folgen hatte, bleibt unausgesprochen.

Weitere, lose mit der Invalidenfrage zusammenhängende Beiträge behandeln die Tätigkeit des Russischen Roten Kreuzes, der russischen und bulgarischen orthodoxen Kirche und der Erholungssanatorien für Flüchtlingskinder.

Trotz einiger erhellender Artikel leidet der Sammelband insgesamt unter seiner großen Disparität, vor allem wegen der Menge an nicht-themenbezogenen Beiträgen. Die nationalpatriotisch-heroische Ausrichtung etlicher Texte verstärkt darüber hinaus den eher bescheidenen Eindruck, den das Werk hinterlässt.

Reinhard Nachtigal, Freiburg i. Br.

Sergej A. Papkov: Obyknoennyj terror. Politika stalinizma v Sibiri. Moskva: Rosspeñ, 2012. 440 S., Abb., Tab. = Istorija Stalinizma. ISBN: 978-5-8243-1674-2.

Stalinism was a regime of political terror. Stalin used terror in various ways and forms with varying degrees of intensity during the nearly three decades of his rule. Sergei Papkov, author of a previously published book, *Stalinskii terror v Sibiri 1928–1941* (1997), expands the discussion of Stalin's terror both chronologically and conceptually. Although he does not explicitly explain the term used in the book title "ordinary terror", it is clear that his narrative concerns not merely mass killings (which culminated with the Great Terror in 1937–1938) but much more. Various forms of politically motivated coercion, ranging from the forcible taking of grain from peasants to mass deportations and the punishment of workers for tardiness, systematically destroyed the private lives and personal freedom of Soviet citizens and deprived them of their human rights. Stalin's terror thus assumed the characteristic of "permanent cleansing" (p. 388). With Siberia as his case study, Papkov presents Stalinist society as infused with terror at every level.

Papkov exposes the instrumentality of Stalin's terror: at each stage Stalin directed terror against a different target using various methods in order to solve political problems and transform Soviet society. At the time of collectivization and de-kulakization in 1930–1933, 40 to 80 percent of kolkhoz households

in Siberia had at least one member who had been repressed (that is condemned) (p. 90). This level of persecution among ordinary Soviet citizens was seen again in the early 1940s when tardiness and unauthorized absence from work criminalized workers. Draconian labor laws enacted during the war created an unprecedented degree of criminal persecution against the population as a whole.

The present book's strength lies in the period from 1945 to 1953 not covered by Papkov's previous book. During the War, minor disciplinary infractions became criminal offenses. Everything, including industrial labor, was militarized. Consequently, workers were tried by military tribunals *en masse*. During the war as many as 16 million Soviet citizens were prosecuted for one reason or another (pp. 331 and 413). Although many were amnestied after the War, the post-War years witnessed a new kind of terror. Tens of thousands were deported for so-called "anti-social" or "parasitic" activities to remote areas of the Soviet Union, clearly an effort to bolster the kolkhoz system. Others, lucky enough to have survived the Great Terror of 1937–1938 by being sentenced to the Gulag and exile, were re-arrested after release, by Moscow's secret orders of 1948. Terror against religious believers was renewed as well. Towards the end of Stalin's life, Jews were targeted for terror in Siberia as elsewhere in the Soviet Union.

Papkov contends that Stalin's "ordinary terror" inevitably involved the party and Soviet apparatus. True, both the Communist Party and the Soviet government were terrorized as well, but they were not

merely objects of terror but the subjects (executors). By mobilizing the entire apparatus of the party and the government, Papkov states, Stalin's politics of terror allowed him to accelerate the destruction of the old economic and social order and strengthen the newly created order in its stead. Papkov may be right in concluding his work on this note. This interpretation of the instrumentality of terror is not new and is convincing to an extent. Yet Stalin's personal role and responsibility are largely missing.

While case studies can be highly revealing, they can also be misleading, or at the least self-limiting. Papkov's study is no exception. Questions of specificity and commonality are not addressed explicitly. This is somewhat frustrating to those who study other parts of the Soviet Union: what generaliza-

tions can or cannot be made? For example, it is possible to demonstrate that the Great Terror hit Siberia particularly harshly. Why? Papkov does not address this in detail. I suggest that one reason for this omission is that Papkov restricts his discussion almost entirely to domestic issues (the economic and social transformation of Soviet society). Stalin did not formulate his policies exclusively within a domestic context. External factors such as international relations leading up to the war need to be integrated more fully into the analysis of terror.

Despite these caveats, the present work on Stalin's terror is a penetrating analysis and is recommended highly for anyone interested in Stalin's Soviet Union.

Hiroaki Kuromiya, Indiana University

PAUL ROBINSON / JAY DIXON: Aiding Afghanistan. A History of Soviet Assistance to a Developing Country. London: Hurst, 2013, XI, 226 S., 6 Tab. ISBN/ISBN: 978-1-84904-239-0.

Die Hilfeleistungen, die Afghanistan nach dem Zweiten Weltkrieg von den westlichen Staaten, vor allem aber von der UdSSR erhielt, betrachten die kanadischen Historiker Robinson und Dixon als sehr lehrreich. Erstens, weil deren Erfolge und Misserfolge eine wichtige Dimension der afghanisch-sowjetischen und darüber hinaus der internationalen Beziehungen darstellten und sie zweitens auch für die gegenwärtige Afghanistanpolitik und für die internationale Entwicklungshilfe hilfreiche Aufschlüsse bieten können. Entsprechend wollen sie in ihrem Buch die Misserfolge der sowjetischen Bemühungen im Kontext neuerer westlicher und sowjetischer Theorien über eine adäquate Entwicklungspolitik erklären. Ihre Untersuchung soll zudem eine Lücke schließen, weil die Autoren zu Recht monieren, dass die umfangreiche technische und wirtschaftliche Hilfe, die Afghanistan von der Sowjetunion erhielt, in der Forschung bisher wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. Westliche Publikationen blieben zudem meist rein deskriptiv, während sowjetische und russische Arbeiten das Thema häufig ignorierten. Robinson und Dixon gehen zudem von der Beobachtung aus, dass hinter der sowjetischen Hilfe mehr gute Absichten steckten, als westliche Kommentatoren zugeben wollten. Deren Behauptung, Moskau habe Afghanistan in sowjetische Abhängigkeit bringen wollen, wird daher zurückgewiesen. Das Buch will so auch zur Rehabilitierung der sowjetischen Entwicklungspolitik am Hindukusch beitragen.

Auf die Einführung und Kommentare zum Stand der Forschung werden unterschiedliche westliche Theoriemodelle und deren Erklärungsansätze vorgestellt und diskutiert. Dabei wird vor allem die Rolle und Wirkmächtigkeit von Institutionen für jede Form von Entwicklungspolitik betont („institutions rule“ S. 23) –ungeachtet der Tatsache, dass ihre Funktionsweise noch weiterer Erklärung bedarf. Ein Problem für Hilfesteller wird mit der Beobachtung beschrieben, dass Versuche, bestehende Institutionen zu beeinflussen oder durch neue zu ersetzen, eine Art soziales Spiel mit Menschen, sprich den Einheimischen seien, die die aktuellen Spielregeln besser als jene verstünden und zudem mehr als die von außen Kommenden zu verlieren hätten. Daher scheiterten und scheitern bis heute so häufig gut gemeinte Reformen bzw. sie schlagen in das Gegenteil um. Wie Robinson und Dixon sehr anschaulich herausarbeiten, waren sich die sowjetischen Analytiker viel früher als ihre westlichen Kollegen der Bedeutung von Institutionen und deren retardierender bzw. pervertierender Wirkung bewusst. Das Manko der Sowjets in Afghanistan wird dabei in der Tatsache gesehen, dass sie es nicht vermochten, Institutionen zu schaffen, die besser waren als die beseitigten Strukturen.

Das dritte Kapitel ist der sowjetischen Entwicklungshilfe vor 1979 gewidmet. Sie setzte in den frühen 1920er Jahre ein, nahm aber erst Mitte der 1950er Jahre substantielle Dimensionen an. An vielen Beispielen werden Ziele und Absichten der sowjetischen westliche Beobachter immer wieder glauben machen wollten. Nach Robinson und Dixon gibt keine Beweise oder Indizien, dass Moskau Afghanistan seiner Rohstoffe wegen hätte in Ab-

hängigkeit bringen wollen. Der südliche Nachbar sollte unterstützt und gefördert werden, um stabile Verhältnisse zu schaffen, von denen auch die zentralasiatischen Sowjetrepubliken profitieren würden. Deshalb setzten die UdSSR und ihre Akteure vor Ort auf Kooperation und Umgang auf Augenhöhe. Dazu gehörte in den ersten Jahrzehnten auch die Bereitschaft der sowjetischen Führung, in einem höheren Maße auf Wünsche und Anregungen der Afghanen für Entwicklungs- und Finanzierungsprojekte einzugehen, als dies westliche Beobachter behauptet haben. Dessen ungeachtet blieben die Afghanen schon wegen ihres technologischen Rückstands von ihren Unterstützern abhängig, die auch eigene Interessen verfolgten. So wurde finanzielle Unterstützung nicht als Subsidien oder Zuschüsse vergeben, sondern in Form von Krediten zu niedrigen Zinssätzen und mit langen Laufzeiten. Man hielt eine solche Mittelvergabe für effektiver und vorteilhaft für beide Seiten. Die sowjetischen Geldgeber hofften sich nämlich als Tilgung die Lieferung von Waren aus der Produktion der mit den Krediten gebauten Fabriken. Damit hätte man zur Modernisierung der afghanischen Wirtschaft wie zur Bedienung eigener Bedürfnisse beigetragen. Allerdings ging diese Rechnung in der Praxis selten auf.

Zu den positiven Ergebnissen der sowjetischen Entwicklungshilfe zählen die Autoren zu Recht die zahlreichen Infrastrukturverbesserungen, die vom Bau von Straßen, Fernleitungen und Pipelines bis zur Anlage von Flugplätzen und der Einrichtung anderer Kommunikationsstrukturen reichten.

Im vierten und fünften Kapitel sind die Hilfeleistungen zwischen 1979 bis 1991 Gegenstand der Untersuchung. Dass mit der Intervention und dem das Land in Mitleidenschaft ziehenden bewaffneten Widerstand sich die Verhältnisse grundlegend veränderten, muss hier nicht weiter ausgeführt werden. Dixon und Robinson bringen die Situation auf den Punkt, wenn sie ausführen, dass die 1978 an die Macht gelangte neue Führung Afghanistans sich als ausgesprochen inkompetent erwies und die sowjetische Führung zwang, die Wünsche und den Über-

eifer ihrer Klientel zu dämpfen. Gleichzeitig hatte sie bereits so viel politisches Kapital in das Land investiert, dass sie ihre Verbündeten nicht mehr aufgeben konnten. Diese wiederum erkannten die Aporie ihrer Unterstützer, erfreuten sich deren steter Unterstützung und ließen in ihrem eigenen Bemühen um „good governance“ (S. 95) nach. Die Folgen sind bekannt. Aber, so heben die Autoren mit einigem Recht hervor, letztlich habe die sowjetische Hilfe primär politischen Zielen gedient, denen die wirtschaftliche und technische Hilfe praktisch nachgeordnet war. Auf diese Weise habe es jedoch keine Entwicklungsfortschritte gegeben, die Unterstützungseleistungen verwandelten sich in Subsidien für den Staatshaushalt, der sich zu 75 % aus Einnahmen speiste, die aus sowjetischen Hilfsprojekten stammten. Sie konnten allerdings nicht verhindern, dass die afghanische Volkswirtschaft gegen Ende der sowjetischen Besatzungszeit knapp vor dem Zusammenbruch stand. Vom Aufbau des Kommunismus konnte in der Endphase kaum noch die Rede sein. „Preventing the people from starving was the best the Soviets could do“ (S. 147), lautet das mehr als ernüchternde Fazit der beiden Autoren. Ihnen ist es mit ihrer Analyse gelungen, deutlich zu machen, wie sehr auch die sowjetische Entwicklungshilfe an institutionellen Barrieren scheiterte.

Dass die sowjetische Unterstützung für Afghanistan immense Ausmaße erreichte und neben Lebensmittellieferungen, medizinischer Hilfe, Kreditleistungen, Waffenlieferungen und Ausbildungsprojekten auch zahlreiche erfolgreich ausgeführte Infrastrukturmaßnahmen und anderes mehr umfasste, kann man in der überzeugenden Studie von Robinson und Dixon aus zahlreichen Auflistungen und Statistiken erfahren. Im Anhang dieses sehr nützlichen Buches findet man zudem ein Verzeichnis aller afghanisch-sowjetischen Vertragsabschlüsse, aber auch eine Zusammenstellung aufgebogener bzw. nicht zustande gekommener Kooperationsprojekte. Ein Literaturverzeichnis sowie ein Register schließen diese sehr begrüßenswerte Monographie ab.

Rudolf A. Mark, Hamburg

BABETTE QUINKERT / JÖRG MORRÉ (Hrsg.): Deutsche Besatzung in der Sowjetunion 1941–1944. Vernichtungskrieg – Reaktionen – Erinnerung. Paderborn: Schöningh, 2014. 416 S., 15 Abb., 2 Tab. ISBN: 978-3-506-77780-5.

Zwölf Jahre nach dem Erscheinen von *Wir sind die Herren dieses Landes. Ursachen, Verlauf und Folgen des*

deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, einem Konferenzband des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst, herausgegeben von Babette Quinkert, gibt es eine neue Bestandsaufnahme der Forschung zur deutschen Herrschaft in der Sowjetunion in derselben Konstellation. Die Konferenz vom November 2012 punktet wie ihre Vorgängerin im Jahr 2001 mit der Thematisierung bislang vernachlässigter Fra-

gen und dem Zusammenbringen osteuropäischer und deutscher Historiker. Sie ermöglicht damit einen Dialog, der aktuell so dringend geboten scheint, wie nie zuvor seit dem – man ist versucht zu sagen *vermeintlichen* – Ende der Blockkonfrontation. Die semantische Verschiebung im Titel von Krieg zu Besatzung spiegelt sich nur bedingt in der Programmatik wieder; in beiden Bänden ist von beidem die Rede. Dass hier dennoch keine aktualisierte Neuauflage erschienen ist, liegt vor allem an einem überfälligen Paradigmenwechsel: Viele Beiträge versuchen die Besatzung aus der Perspektive der Einheimischen statt derjenigen der Herrschenden nachzuzeichnen. Es finden sich einige vielversprechende Ansätze einer Abkehr von der „staatsfokussierten Sicht“, die CHRISTIAN GERLACH in seiner programmatischen Einleitung an der bisherigen Forschung bemängelt. Insbesondere gilt das für den zweiten, mit *Reaktionen* betitelten Teil; aber auch die Beiträge im dritten Teil, *Erinnerung*, überwinden immer wieder die Perspektive nationaler Narrative, um konkurrierende Sichtweisen auf die Vergangenheit aufzuzeigen, die trotz des langen zeitlichen Abstandes eine Vielfältigkeit subjektiver Erfahrungen tradieren. Der kulturgeschichtliche Megatrend Erinnerungskultur setzt sich also mit neuen Impulsen fort.

Erfreulicherweise halten auch andere kulturwissenschaftliche Fragestellungen Einzug in das vorliegende Forschungsfeld, namentlich die Geschlechtergeschichte. REGINA MÜHLHÄUSER argumentiert in ihrem Aufsatz zur sexuellen Gewalt gegen jüdische Frauen gegen das vorherrschende Bild einer im NS-Herrschaftssystem konsequent gelebten Rassenideologie. Im Reich seien die Barrieren für „Rassenschande“ tatsächlich hoch gewesen, in den besetzten Gebieten Osteuropas dagegen nicht. Sexuelle Gewalt habe hier als Zeichen des Sieges und männlicher Stärke gedient; die oft sehr jungen Soldaten versicherten sich in Momenten der Angst oder Langeweile auf derartige Weise ihrer Machtposition. Verfolgt worden seien „Rasseschande“-Delikte in den besetzten Gebieten kaum; von Militärgerichten auf dem Gebiet der Sowjetunion sei kein einziger Fall bekannt. In dem Umstand, dass sexuelle Gewalt auch nach dem Krieg nicht juristisch aufgearbeitet wurde, erkennt Mühlhäuser die Ursache für die ebenfalls ausbleibende historiographische Aufarbeitung.

IRINA REBROVA untersucht Überlebensstrategien von Frauen in den besetzten Gebieten und in Partisaneneinheiten. Einleitend widmet sie sich den spannenden Beständen von 20 Zeitzeuginnen-Interviews und auf Geheiß der KPdSU verfassten Erinnerungs-

berichten ehemaliger Partisanen und Partisaninnen. Allerdings sind die Quellen für die aufgeworfene Fragestellung nicht ideal, da viele heikle Fragen, wie Rebrova selbst anmerkt, in den Egodokumenten ausgespart bleiben. Ihr Verdienst bleibt es, männliche und weibliche Perspektiven auf das Leben der sowjetischen Frauen unter der deutschen Herrschaft in die wissenschaftliche Diskussion einzubringen. Dass die Zerstörung der traditionellen Rollenmuster im Krieg für weite Teile der weiblichen ländlichen Bevölkerung eine „existenzielle Katastrophe“ (S. 290) darstellte, sie aber mit allen Härten umzugehen wussten, wird zum Heroismus der Frauen erhoben, den sie bisher angesichts des Heroismus der Männer an der militärischen Front nicht einmal selber wahrgenommen hätten. Rebrova löst sich hier zwar vom eingangs ihres Artikels kritisierten Bild des kollektiven Heroismus der sowjetischen Frauen, ersetzt es aber implizit durch ein individualisiertes, in welchem Brüche und Krisen weitestgehend fehlen. Hier hätte eine Reflexion auf der Meta-Ebene gut getan. Diskussionswürdig ist außerdem die biologistische Grundannahme, was Frauen im Krieg sehen und ertragen mussten, hätte im Widerspruch zu einer weiblichen Natur gestanden (S. 279).

Einen dritten, herausragenden Beitrag zur Geschlechtergeschichte der Besatzung liefert FRANK WERNER. Er untersucht die Rolle von Männlichkeitskonzepten im Vernichtungskrieg anhand von Feldpostbriefen. Weil er ein regelrechtes „Feldpost-Bashing“ in der jüngeren Forschung ausmacht und Gender-Perspektiven auf Wehrmacht und Vernichtungskrieg immer noch randständig sind, sieht er sich genötigt, in einem theoretischen Vorspann die Relevanz dieser Art der Fragestellung zu belegen – und das erweist sich als äußerst fruchtbar. Im Ergebnis liefert Werner neue Erklärungsansätze für die Entgrenzung der Gewalt und die Unwirksamkeit traditioneller soldatischer Moralvorstellungen im Krieg gegen die Sowjetunion und im Besatzungsregime. Ausgangspunkt ist die Überhöhung soldatischer Männlichkeit durch die NS-Ideologie, die die Bewährung im Ostkrieg zum ultimativen Beweis des Mannseins erhoben habe. Die brutale Härte auch im Vorgehen gegen Zivilisten erkläre sich demnach nicht so sehr durch Befehle oder durch Dynamiken der Gewalt, sondern durch den sozialen Imperativ, ein ganzer Mann sein zu wollen: „Mordbefehle zu verweigern, war den Akteuren objektiv möglich, sich dabei als unmännlicher Mann zu offenbaren, galt als subjektiv nahezu unmöglich“ (S. 163). Durch ihre Nichtteilnahme am Frontkampf sahen sich die Soldaten im Hinterland als in ihrem Zugang zu Man-

nesehre benachteiligt, urteilt Werner, und macht Gewaltdynamiken in der Judenvernichtung und Partisanenbekämpfung auch als Folge „kompetitiver Ersatzstrategien“ aus. Dem abschließenden Diktum Werners, dass die Frage nach dem Handeln männlicher Gewaltakteure nicht ohne eine Analyse ihrer Männlichkeitskonzepte zu beantworten sei, ist voll und ganz zuzustimmen, wie dieser Beitrag mit großer analytischer Tiefe eindrucksvoll beweist.

MARKUS EIKEL widmet sich einem Themenfeld der deutschen Besatzung, welches erst in den letzten 15 Jahren ganz allmählich in den Blickpunkt der Forschung gerückt, im öffentlichen Bewusstsein aber noch kaum verankert ist: Der Zwangsarbeit in den besetzten Gebieten, in diesem Fall im RKU. Zunächst skizziert er die Rahmenbedingungen (Mangel an Arbeitskräften, Arbeitspflicht, lückenlose Erfassung, Integration lokaler Arbeitsverwaltungen) und zeigt dann, auf welche Weise die einheimischen Kommunalverwaltungen bei der Ermittlung und Rekrutierung von Arbeitskräften behilflich waren. In Kam'janec'-Podil's'kyj, das Eikel beispielhaft anführt, habe es eine Verfügungsgewalt der einheimischen Verwaltung über die jüdischen Ghetto-Insassen gegeben, die bisher nicht gesehen wurde. Dort habe der ukrainische Bürgermeister die einheimische Polizei beauftragt, jüdische Arbeiter aus dem Ghetto zu städtischen Arbeiten heranzuziehen. Besonders dringend benötigte Facharbeiter seien von den Massenerschießungen ausgenommen worden und hätten in einigen Fällen sogar eine Wohnung außerhalb des Ghettos beziehen können. Die abschließende Diskussion des Terminus Zwangsarbeit im Hinblick auf die Arbeitspflicht im RKU führt Eikel, unter Berufung auf die von Tanja Penter dargelegte Kontinuität von Arbeitszwang, dazu, nur die nach Deutschland Deportierten, die jüdische Bevölkerung, die in Zwangsarbeitslagern eingesperrten und die in Marschkolonnen in anderen Landesteilen eingesetzten Einheimischen als Zwangsarbeiter zu klassifizieren. Diese Gruppen hätten nach seinem Dafürhalten in den Entschädigungsprozess mit eingeschlossen werden müssen.

Ein weiterer von der Forschung stark vernachlässigter Bereich ist die Thematik der sowjetischen Kriegsgefangenen, insbesondere auf dem besetzten Gebiet. JENS NAGEL führt in seinem Beitrag an, dass nicht einmal genaue Zahlen feststünden, untersucht sodann aber zumindest einen Baustein für exakte Größenangaben, nämlich die Registrierung der Kriegsgefangenen. Sich eingehend mit einer Verwaltungspraxis auseinanderzusetzen, ist definitiv eine trockene Sache, aber in diesem Fall eine wichtige.

Auf Grundlage der Datenbank der Stiftung Sächsische Gedenkstätten kann Nagel zeigen, in welchem Umfang schon in den zivilverwalteten Gebieten registriert wurde, allerdings nur für den Gebrauch der örtlichen Kommandanten. Die bisherige Auffassung, dass die sowjetischen Kriegsgefangenen in den besetzten Gebieten nicht registriert worden seien, entsprang dem Bild ihrer völkerrechtswidrigen Behandlung auf Grundlage rassistischer und politischer Konzepte, so Nagel. Der Wunsch nach effektiver Verwaltung und sicherheitspolitische Erwägungen habe eine Registrierung aber oft unentbehrlich gemacht.

Als letztes in der bisherigen Forschung eher unterrepräsentiertes Themenfeld sei hier die Kollaboration angeführt. Herausgeberin BABETTE QUINKERT untersucht die Aufrufe der Deutschen zur Kooperation an sowjetische Zivilisten und Soldaten anhand zweier exemplarischer Flugblätter. Ihr Vorhaben, daran Ziele und Inhalte der deutschen Propaganda aufzuzeigen sowie Konzepte und Praxis der Deutschen zu beleuchten, setzt sie überzeugend um. Insbesondere stellt Quinkert heraus, dass von Anfang an psychologische Kriegsführung vorgesehen war und umgesetzt wurde – und nicht erst bei ausbleibendem militärischen Erfolg. Abschließend ordnet sie ihre Ergebnisse kritisch in die bisherige Forschung ein. Am kontroversesten ist dabei wohl ihre These, dass Rosenbergs Einfluss bislang zu Unrecht als gering eingeschätzt wurde. Seine Vorgaben hätten dauerhaft zu einer genau zwischen feindlichen und potentiell deutschfreundlichen Gruppen unterscheidenden, „eng mit Terror und Mord verknüpften Propaganda“ (S. 210) geführt. Es ließe sich allerdings einwenden, dass auch wenn Rosenbergs Einfluss auf die Propaganda entscheidend war, die Praxis der Besatzungspolitik anderen Regeln folgte und Menschen oft situativ zu Opfern machte. Im Übrigen lassen sich die Konflikte zwischen den politikleitenden Institutionen des NS-Staates über die Ostpolitik auch als Ausdruck ihres funktionellen Gegensatzes interpretieren (vgl. ANDREAS ZELLHUBER: „Unsere Verwaltung treibt einer Katastrophe zu ...“: Das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete und die deutsche Besatzungsherrschaft in der Sowjetunion 1941–1945. München 2006), wodurch Quinkerts These vom zu vernachlässigenden ideologischen Dissens indirekt bestätigt würde.

Schließlich sei noch der Beitrag von SERGEJ KUDYASHOV und MATTHIAS UHL *Die russische Kollaboration während des Krieges 1941–1945* erwähnt, mit dem die Autoren einen beinahe weißen Fleck der historischen Forschung betreten. Ihr Aufsatz von gerade

einmal zehn Seiten kann zwar keine wesentlichen neuen Erkenntnisse liefern, gibt aber einen Überblick über die schmale Forschung und rückt Themenfelder in den Blickpunkt. Wiederholt wird die Frage nach der Motivation der Kollaborateure gestellt, insbesondere im Hinblick auf eventuell vorhandenen Antisemitismus. Die Antwort der Autoren lautet, dass zumindest keine intrinsische antisemitische Motivation belegt werden könne, die Teilnahme an Verbrechen für die Hiwis eher „ein Schritt der Unterordnung unter das Besatzungsregime und des Beweises ihrer Zuverlässigkeit“ (S. 226) gewesen sei. Angesichts der dünnen Quellenlage und der anzunehmenden Heterogenität der Motive verbieten sich Pauschalurteile hier ohnehin. Lohnenswerter erscheint die knapp angerissene Frage nach der Verfolgung von Kollaborateuren durch die sowjetischen Autoritäten.

Dass diese und andere Fragen gestellt werden, lässt hoffen, dass der nächste Band zur deutschen Besatzung in der Sowjetunion einen ebenso großen Fortschritt der Forschung abbilden wird, wie es der vorliegende im Verhältnis zum vorangegangenen tut, und neue Forschungsergebnisse zu Themen wie der Kollaboration von Hilfstruppen, der kommunalen Verwaltung und auch Folgeprobleme wie Fragen nach *Transitional Justice* und der Flucht hunderttausender Osteuropäer mit der Wehrmacht gen Westen enthalten wird. Außerdem ist eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Geschichte der sowjetischen Kriegsgefangenen unerlässlich, denn diese Gruppe ist nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Erinnerungskultur außerordentlich unterrepräsentiert.

Jan-Hinnerk Antons, Hamburg

Gerhard Wettig (Hrsg.): Der Tjul'panov-Bericht. Sowjetische Besatzungspolitik in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Göttingen: V&R unipress, 2012. 424 S., Tab. = Berichte und Studien, 63. ISBN: 978-3-8471-0002-7.

Nach mehr als zwei Jahrzehnten der partiellen Öffnung sowjetischer Archive herrscht zu einer der wichtigsten Fragen der deutschen Nachkriegsgeschichte in der Historiographie nach wie vor Dissens. War die Sowjetisierung der sowjetischen Besatzungszone von Stalin ursprünglich gar nicht ins Auge gefasst und ‚nur‘ eine Reaktion auf eine vermeintlich aggressive Politik der Westmächte? Nach wie vor wird diese These von einigen Historikern, vor allem in Deutschland, vehement vertreten (S. 13 ff.), wie der Sowjetunion-Experte Gerhard Wettig eingangs zusammenfassend darstellt.

Wettig ediert in dem vorliegenden Buch einen über 260 Seiten langen Rechenschaftsbericht von Oberst Sergej I. Tjul'panov für den Zeitraum 1945–1948 und leitet diesen mit einer 130 Seiten langen Analyse ein. Als Leiter der Propaganda- und Informationsabteilung der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) war Tjul'panov gegenüber dem ZK-Apparat in Moskau verantwortlich für zentrale Bereiche der Umgestaltung der SBZ im Sinne der UdSSR: Parteien, gesellschaftliche Organisationen, Presse, Rundfunk, Film- und Kulturarbeit, Schuleinrichtungen. In seinem Tätigkeitsbericht, der auf zahlreichen vorausgegangenen Einzelberichten beruht, legt er Rechenschaft über die von ihm geleistete Arbeit ab (die im Übrigen, nachdem er frü-

her mehrfach wegen zu geringer Erfolge angefeindet worden war, mit der Beförderung vom Oberst zum Generalmajor belohnt wurde).

Zunächst einmal zeigt der Bericht eindeutig, dass die sowjetische Besatzungsmacht die Entscheidungen in der deutschen SBZ durchgängig bestimmt hat und die geschaffenen politischen Verhältnisse nicht Ergebnis selbständiger KPD/SED-Politik waren. Fast alle Zuständigkeitsbereiche Tjul'panovs leisteten einen unmittelbaren bedeutsamen Beitrag zum Transformationsprozess in der SBZ. Kennzeichnend ist zum einen, wie die Vereinigung der „beiden Arbeiterparteien“, die zunächst erst für ein späteres Stadium (wenn nämlich die Kommunisten zur problemlosen Assimilation der sozialdemokratischen Elemente fähig sein würden) vorgesehen war, dann auf Antrag Tjul'panovs in Moskau vorgezogen wurde, weil andernfalls bei den 1946 anstehenden Wahlen zutage treten würde, dass nicht die KPD, sondern die SPD die Partei mit den meisten Anhängern sei (was ihren Anspruch auf die „führende Rolle“ untergraben hätte, S. 167–181, insbes. S. 178–180). Zum anderen ist der Umgang mit der CDU als der kräftigsten „bürgerlichen Partei“ aufschlussreich, deren Vorsitzende zweimal gehen mussten (Ende 1945 Andreas Hermes und Ende 1947 Jakob Kaiser). Besonders dramatisch war die nur mit größter Mühe und durch direktes sowjetisches Eingreifen herbeigeführte Entfernung Kaisers (S. 218–229 bzw. S. 92–95 in der Einleitung). Interessant in diesem Kontext ist auch die von Stalin veranlasste Gründung der von kommunistischen Kadern geführten „bürgerlichen Parteien“ DBP und NDPD (S. 241–

251 bzw. S. 96 f. in der Einleitung).

Der vom Herausgeber perfekt edierte Tjul'panov-Bericht ist unverzichtbar für jeden Historiker, der sich mit der Entwicklung der SBZ in den Nachkriegsjahren beschäftigt. Selten stößt man in Moskauer Archiven auf derart inhaltsreiche und aussage-

kräftige Dokumente, die es erlauben, Rückschlüsse auf Stalins Deutschlandpolitik zu ziehen. Es ist der große Verdienst des Herausgebers, dieses Schlüsseldokument nun einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.

Peter Ruggenthaler, Graz

HALINA FLORKOWSKA-FRANČIĆ: „Die Freiheit ist eine grosse Sache“. Aktivitäten polnischer Patrioten in der Schweiz während des Ersten Weltkriegs. Aus dem Polnischen übersetzt von Katrin Kühn / Sarah Selbmann / Dominika Sobocki / Karolina Witkowski. Basel: Schwabe, 2014. 358 S., 15 Abb., 2 Ktn. = Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 185; Studia Polono-Helvetica, VI. ISBN: 978-3-7965-2947-4.

Das Engagement der Polen für ihre Nation während der polnischen Teilungen untersucht Halina Florkowska-Frančić für die Zeit des Ersten Weltkriegs am Beispiel der Schweiz. Die dort lebenden Polen organisierten einerseits materielle Hilfe für die Bevölkerung auf polnischem Boden und machten andererseits Lobby-Arbeit für die polnische Sache. Mit zahlreichen Publikationen warben sie für ihren Standpunkt in der polnischen Frage.

Florkowska-Frančić arbeitet seit Jahren über Polen in der Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert. Für die vorliegende Studie hat sie viele Archive in Polen, der Schweiz und anderen Ländern aufgesucht und zahlreiche veröffentlichte Quellen sowie umfangreiche Forschungsliteratur herangezogen. Entstanden ist ein äußerst detailliertes Werk. Zu Beginn teilt sie die in der Schweiz lebenden Polen in zehn Gruppen ein (Kapitel 2) und entwirft dabei ein spannendes Panorama: Emigranten der älteren Generation, ihre Nachfahren, seit längerer Zeit Ansässige (darunter Ignacy Paderewski), Wissenschaftler (wie der spätere Präsident Polens Gabriel Narutowicz), Studenten, Kriegsflüchtlinge, Politiker und Kuriere auf Mission (zum Beispiel Roman Dmowski), Erwerbsemigranten, Deserteure und Berufsrevolutionäre. Diese Einteilung lässt bereits die Vielfalt der Polen in der Schweiz erahnen. Jedoch kommt die Autorin in ihrer Studie nicht mehr auf sämtliche Gruppen zurück.

Zentrum der polnischen Emigration in der Schweiz war das Polnische Museum in Rapperswil

(Kapitel 3). Hier wurden Ausstellungsstücke über Polen gezeigt sowie patriotische Veranstaltungen abgehalten und hier hatte das Zentrale Polnische Pressebüro des Obersten Nationalkomitees seinen Sitz. Außerdem wurde hier 1868 zum hundertsten Jubiläum der Konföderation von Bar ein Denkmal enthüllt. Eine Abbildung dieser „Barer Säule“ findet sich auf der Titelseite der Veröffentlichung, und die Verfasserin hat die Inschrift für den Titel ihrer Studie ausgewählt: „Magna Res Libertas“.

Zu den wichtigsten polnischen Organisationen in der Schweiz zählten daneben das Generalhilfskomitee für Kriegsoffer in Polen mit Sitz in Vevey (Kapitel 4), die Polnische Zentralagentur (Kapitel 7) und die Vereinigung *La Pologne et la Guerre* (Kapitel 8), die beide in Lausanne wirkten.

Eine besonders interessante Bemühung, Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben, war die Herausgabe enzyklopädischer Werke über Polen (Kapitel 5). Ausgangspunkt dafür war die Auffassung, dass man im Westen zu wenig oder gar nichts über Polen wisse, was die Ursache für die Gleichgültigkeit der Öffentlichkeit sei. Im Oktober 1916 erschien die *Petite encyclopédie polonaise*. Sie umfasste 478 Seiten und erschien in einer Auflage von 2000 Exemplaren. Ihre Ersteller versandten sie an Offizielle und Publizisten in Frankreich, aber auch an Offizielle der Mittelmächte.

Mit ihrer Studie zeigt Florkowska-Frančić beispielhaft, mit welcher Kraft und mit welchen Mitteln Polinnen und Polen in der Zeit der Teilungen für ihr Land kämpften. In der Schweiz fanden sie, so die Verfasserin, im Vergleich zu anderen Ländern außergewöhnliche Bedingungen vor und konnten ihre Aktivitäten in verschiedene Richtungen entfalten. Damit leisteten sie einen wichtigen Beitrag zur Wiedererlangung der staatlichen Souveränität, als mit dem Ende des Ersten Weltkriegs die Möglichkeit dazu gekommen war.

Hans-Christian Dahlmann, Hamburg

RAFAEL OLEWSKI: Tor der Tränen. Jüdisches Leben im Shtetl Osiećiny in Polen. Leiden unter NS-Terror und in Auschwitz, Überleben im KZ Bergen-Belsen, dort im DP-Camp und in Celle 1914–1981. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre, 2014. 437 S., zahlr. Abb. = ISBN: 978-3-86628-438-8.

Osiećiny (Ossenholtz) in Pommern (Kujawien), Mogilno, Auschwitz, Bergen-Belsen – diese Lebensstationen beschreibt Rafael Olewski in seinen Memoiren *Tor der Tränen*. Verfasst hat er den Text in den 1970er Jahren auf Jiddisch, nun wurde er ins Deutsche übertragen. Der Titel bezieht sich auf ein Traktat aus dem Talmud. Wenn die Tore zum Himmel verschlossen seien – wie während der Nazi-Herrschaft –, so würde wenigstens Wehklagen durch das „Tor der Tränen“ bis zu Gott durchdringen. Der Autor meinte aber auch die „Tränen am Grab der Ahnen“. Er fühlte sich moralisch verpflichtet, an die zahlreichen Freunde und Bekannte zu erinnern, deren Tod er in den Lagern miterleben musste. Er betrachtete seine Zeilen als imaginäre Blumen auf dem Grab dieser Verstorbenen, an die kein Grabstein erinnert.

Sein Buch besteht aus fünf Kapiteln: Drei beschreiben „die Tore“ zu Osiećiny, Auschwitz und Bergen-Belsen und zu den verstorbenen Bewohnern von Osiećiny. Diese Metapher fehlt im fünften und letzten Kapitel. Es handelt von seinem Bruder, dem Rabbiner Israel Mosche Olewski, der den Holocaust überlebt hatte und den er wie durch ein Wunder in Bergen-Belsen antraf. Rafael Olewski kam 1914 als Ältester von drei Geschwistern zur Welt. Sein Urgroßvater, beide Großväter, der Vater, Onkel und später auch sein jüngerer Bruder waren Rabbiner. Die Familie Olewski gehörte zu den Gur-Chassidim, die von einer aus Góra Kalwaria (jiddisch Ger, daher der Name) stammenden Rabbiner-Dynastie geleitet wurden. Olewski beschreibt detailliert die Institutionen, die das jüdische Leben in Osiećiny prägten: die Synagoge, das Lehrhaus (Beit Midrasch), das Ritualbad (Mikwe), den Friedhof und die verschiedenen sozialen, karitativen und politischen Vereinigungen. Während für die älteren Ortsbewohner strikte religiöse Observanz zur Erlösung führte, hofften die Jüngeren und weltlich Gebildeten auf die Verwirklichung der zionistischen Ziele.

Die 1932 gegründete Zinslose Anleihekasse half ihren jüdischen Mitgliedern erfolgreich zur Selbsthilfe. Bis Anfang September 1939 besaß sie 2000 Złoty Eigenkapital. Am Tag nach dem deutschen Einmarsch verteilte der Vorsitzende davon jedem Be-

wohner 50 Złoty, mit dem Rest wurden bis zur Deportation die Armen unterstützt.

Bei Kriegsbeginn diente der Autor unter dem Namen Felix Olewski in einem Reiterregiment. Er beschreibt den chancenlosen Kampf gegen die motorisierten Einheiten der Wehrmacht, seine Kriegsgefangenschaft, die Flucht in der ersten Nacht, als ihn ein Kollege als Jude zu verraten drohte, seine Zwangsarbeit für die Deutschen nach seiner Rückkehr nach Osiećiny, den Umzug ins Ghetto, das in den baufälligen Häusern am Dorfrand eingerichtet wurde, seine Deportation ins Arbeitslager Mogilno und den eisigen Winter als Arbeitshäftling im Dorf Bielsko. Hier freundete er sich mit einer polnischen Lehrerin an, die ihm zu flüsterte, dass der Abtransport in ein Lager bevorstand, in dem die Gefangenen selektiert und die Schwachen in besonderen Krematorien verbrannt würden. Sie bot ihm an, ihn im Dachstock zu verstecken. Nach hartem Kampf entschied er sich dafür, bei „seinem Volk“ und den Freunden aus Osiećiny zu bleiben.

Am 1. Oktober 1943 traf die Gruppe in Auschwitz ein, das Olewski als „Planet des Schreckens“ bezeichnet, der von den anderen Erdbewohnern vergessen wurde und zu dem nicht einmal die Sonnenstrahlen durchdrangen: Hier „herrschten Kälte, Dreck, Depression und unendlich großer Hunger. Schattenmenschen gingen umher, geplagte Seelen und leidende Körper“. Durch den tödlichen Schlagstock des Kapos angetrieben, leistete er Schwerarbeit in der Fabrik der IG-Farben in Buna. Täglich erlebte er, wie Mitgefangene starben, und behielt dennoch seinen Überlebenswillen. Als Quelle der Kraft betrachtete er den Glauben. Immer wieder fielen ihm Gebete ein, in denen er einen Beweis für die Existenz Gottes erkannte. Zwei Mal gelang es ihm auch, die Lage in seinem Block zu verbessern, indem er den jüdischen Kapos religiöse Gleichnisse erzählte und sie dadurch zu menschlicherem Verhalten bewegte.

Trotz allem wären Olewski und seine Mitgefangenen am 18. Januar 1945 lieber in Auschwitz geblieben, als sie von den SS-Bewachern gezwungen wurden, vor der anrückenden Roten Armee ins KZ Gleiwitz zu marschieren. Weil die Gefangenen wussten, wie der Lagerbetrieb in Auschwitz funktionierte, hatten sie hier eher die Chance, lebensverlängernde Nahrungsreste aufzutreiben und sich auszuruhen. Doch im Winter in Häftlingskleidern zu Fuß lange Distanzen in hohem Tempo zurückzulegen, überstieg die Kräfte von Vielen – sie wurden kurz vor der Befreiung erschossen. In Gleiwitz – dem Grenztort, in dem der Zweite Weltkrieg begann – wurde Olew-

skis Gruppe in einen Güterwagen verladen und gelangte nach langem Umweg via Wien in die Lager Nordhausen-Dora und Ellrich. Hier arbeitete er bis im März in den Stollen der Waffenfabrik, bis die SS auch von hier flüchtete. Die Juden nahmen sie als „teuersten Besitz“ mit. Wenn der Krieg schon nicht mehr zu gewinnen war, so sollten doch wenigstens die Spuren des Holocausts vernichtet werden. Erneut in einen Güterwagen gepfercht, kam der Zug aufgrund der Bombardierungen nicht mehr bis Hamburg durch und brachte die Gefangenen nach elftägiger Fahrt nach Bergen-Belsen.

Am 12. April verließ die Wehrmacht das Lager; zurück blieben rund 50 Aufseher und SS-Angehörige. Eine Typhuseuche brach aus, den Lebenden fehlte die Kraft, die Toten wegzutragen, und sie blieben dazwischen liegen. Als die britischen Truppen am 15. April das KZ befreiten, fanden sie hier 60.000 Gefangene. Rund 14.000 davon starben in den Tagen danach; für sie kam jede Hilfe zu spät.

Der Gedanke an Rache bildet ein beständiges Thema des Buches. Nach fast jeder Nennung eines Opfers fügt Olewski die Formel an: „Der Allmächtige räche sein/ihr Blut“. An der Selektionsrampe in Auschwitz riefen zur Vernichtung abkommandierte Freunde ihm zu, er solle sie rächen. Sein Bruder hielt 1946 bei der Errichtung eines Gedenksteins in Ber-

gen-Belsen die Rede und schrie: „Die Stimme des Blutes unserer Brüder schreit aus diesem Boden! Sie, die heiligen Opfer, fordern uns auf, ihr Blut zu rächen.“ Dass es nach der Befreiung dennoch nicht zu Racheakten kam, erklärt Olewski mit der Schwäche der Überlebenden, aber auch damit, dass diese Zeit benötigten, sich aus der Atmosphäre der Unterdrückung und Abhängigkeit zu befreien. Dazu floss viel Energie in ihre Bemühungen um Ausreise nach Israel sowie in den Aufbau des Landes.

Das letzte, dem Bruder gewidmete Kapitel schildert, wie sich dieser für die Überlebenden engagierte. Er arbeitete in den Komitees, welche deren Interessen gegenüber den Alliierten vertraten, stellte die Synagoge in Celle wieder her und führte in seiner Funktion als Rabbiner lange Gespräche mit jüdischen Mädchen, die sich mit Christen liiert hatten und bewirkte deren Rückkehr zum Judentum. Auch Rafael Olewski setzte sich bis zu seinem Tod für die Überlebenden von Bergen-Belsen ein. Er sammelte zahlreiche Dokumente und nutzte diese für sein Buch. Wer an der Geschichte eines westpolnischen Shtetls, am Holocaust und der Neugründung von jüdischen Institutionen nach 1945 interessiert ist, wird es mit Gewinn lesen.

Eva Mäder, Winterthur

KATHERINE VERDERY: *Secrets and Truths. Ethnography in the Archive of Romania's Secret Police*. Budapest, New York: Central European University Press, 2014. XIX, 289 S., 13 Abb. = *The Natalie Zemon Davis Annual Lectures*. ISBN: 978-3615-5225-99-4.

Die Autorin dieses sehr lesenswerten Bandes ist Professorin für Anthropologie. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt hierbei auf osteuropäischen Gesellschaften. Für ihre Forschungen verbrachte Verdery zwischen 1973 und 1989 insgesamt drei Jahre in Nicolae Ceaușescu Rumänien. Bereits die Dauer ihrer Aufenthalte, insbesondere jedoch ihre vielfältigen und intensiven Kontakte im Land, waren für den rumänischen Geheimdienst Grund genug, Verdery und ihr Umfeld intensiv zu beobachten. Das Ergebnis der Überwachung schlug sich in einer Akte im Umfang von 2.780 Seiten nieder.

Die zähen Auseinandersetzungen um den Umgang mit dem archivalischen Erbe der Securitate in Rumänien ab den 1990er Jahren belegen einmal mehr, wie sehr die früheren Aktivitäten der sozialistischen Überwachungsapparate noch post-sozialis-

tische Transformationsprozesse belasten. Der Autorin ermöglichte die jüngere rumänische Gesetzgebung allerdings, ihre eigene Akte vollständig einzusehen. Wenn man so will, hat Verdery nun in ihrer *Natalie Zemon Davis Annual Lecture* den Spieß umgedreht. Sie seziert die Tätigkeit der Securitate aus ethnografischer Perspektive. Das Resultat ist ein verfremdender Blick auf Praktiken, personelle und organisatorische Strukturen sowie auf staats- und gesellschaftspolitische Gestaltungsansprüche des rumänischen Geheimdienstes. Während die Offiziere der Securitate in ihren Akten ihre Grundanschauungen ausarbeiteten und der Obrigkeit eine Parallelwelt erschufen (Georg Simmel), legt die Autorin die geheimdienstliche Wissensproduktion mit ihren strukturell angelegten Ambivalenzen und geheimbündlerischen Verhaltensweisen offen. Verdery demonstriert eindrucksvoll, dass ihr Ansatz, konsequent durchgehalten, verborgene Wirkungsmechanismen sowie implizite Normsetzungen aufdeckt und insbesondere dazu zwingt, vermeintlich professionelle Selbstverständlichkeiten neu zu überdenken. Verdery erzielt die Verfremdung unter anderem mit dem Abgleich des Geheimdienstes mit Geheimge-

sellschaften Neuguineas. Bei diesem Zugang ist es mitunter schwierig, den radikal neuen Blick mit einer nüchternen Erfassung technischer Einzelmaßnahmen auszubalancieren: Das in Geheimdiensten übliche Verfahren, Mitarbeiter und Agenten durch Decknamen zu tarnen, als Teil von Initiationsritualen dargestellt zu bekommen, ist zumindest ungewohnt (S. 95–98). Zudem macht der solide Überblick über die Entwicklung der Securitate auch deutlich, dass die ausdifferenzierte Interpretation der Tätigkeit der Geheimpolizei erst für eine Zeit zum Tragen kommen kann, als sich die Behörde ungeachtet ihrer repressiven Qualität zunehmend als „pedagogical or didactic rather than a punitive institution“ verstand (S. 17).

Insgesamt gelingen Verdery dank ihres Zugriffs spannende Einsichten in den geheimdienstlichen Kernbereich sozialistischer Herrschaftspraktiken. Ihre Erkenntnisse sind über das rumänische Beispiel hinaus von Belang. Den sozialistischen Geheimdiensten war ein spezifisches Selbstverständnis gemeinsam. Auf dessen Basis entwickelten sie nicht nur analoge Aufgabenstellungen und Definitionen von gesellschaftlichen und politischen Feinden, sondern auch vergleichbare Arbeitsgrundsätze. Dies bezeugen nicht zuletzt Forschungen beispielsweise über die ostdeutsche Stasi, die Verdery für ihre Analysen mit heranzieht.

Die Einsichten Verderys sind hier nur auszugsweise zu referieren. Ihre genaue Rekonstruktion der Genese und Bearbeitung von Agentenmeldungen führt vor Augen, dass bereits dienstinterne Hierarchien mit ihren spezifischen Berichtswegen die ursprünglichen Inhalte verzerren konnten. Zugleich erwies sich der Schreibprozess selbst als Mittel, in der Zusammenarbeit mit Vorgesetzten sowohl Agenten als auch Mitarbeiter von der adäquaten geheimdienstlichen Sinngebung auch tatsächlich zu überzeugen (S. 172–173, 187–188). Als Nebenprodukt der genauen Aktenlektüre ergibt sich der Befund, dass die komplexen Vorgaben zur Geheimhaltung, die in der Agenten- und Büroarbeit zu beachten waren, widersprüchliche Folgen zeitigten. Die daraus resultierende Doppelarbeit etwa mochte in der geheimdienstlichen Logik weniger als Ineffizienz denn als zusätzliche Kontrollmaßnahme erscheinen. Sie hemmte aber zwangsläufig die Beweglichkeit der Institution und minderte so ihre Funktionstüchtigkeit.

Aus Sicht des Geheimdienstes überwogen jedoch die Vorteile des Systems, das undurchsichtig und unberechenbar blieb. Nach innen konnten derlei Mechanismen ein elitäres Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Gegenüber der Gesellschaft manifestierte

sich im Geheimniskult der Securitate der absolute Machtanspruch einer Führungsspitze, die nach eigenem Gutdünken Informationen, Herrschaftsmechanismen und Ressourcen breiterer Kontrolle und Teilhabe entzog und damit ihren Machtanspruch unangreifbar machen wollte: Das rumänische Gesetz zum Schutz von Staatsgeheimnissen von 1971 gab sich erst gar nicht mehr die Mühe, seinen eigentlichen Gegenstand genauer zu definieren (S. 77, 86).

Die Machtstellung der Securitate und ihr weit gefasster gesamtgesellschaftlicher Kontroll- und Erziehungsanspruch führten dazu, dass sie das rumänische Alltagsleben auf allen Ebenen durchsetzte. Die Zahl geheimer Mit- und Zuarbeiter kann als Indikator dienen: Für 1989 ist bei einer Bevölkerung von 23 Millionen von 39.000 festen Mitarbeitern und 486.000 Informanten und anderen Helfern auszugehen. Damit ergab sich ein Verhältnis von einer Securitate-Kraft auf 42 Bürger. Dies war eine deutlich höhere Dichte, als die Stasi erreichte (1:62, S. 207–208). Zugleich war die Überwachung und geheimpolizeiliche „Bearbeitung“ der individuellen Fälle äußerst intensiv. In einer Gesellschaft, die persönlichen Beziehungsnetzen einen hohen Stellenwert beimaß, setzte die Securitate auf die Manipulation dieser Netzwerke. Sie dienten dem Geheimdienst als Basis für die Rekrutierung von Informanten oder Einflussagenten. Die Zerstörung der privaten Bindungen erhöhte den Druck auf Einzelpersonen, sich in systemkompatiblere Verhaltensweisen und Umfeldler zu fügen. Diese Unmittelbarkeit der geheimpolizeilichen Einwirkung auf ihre Bürger macht, wie eingangs erwähnt, die heutige Aufarbeitung der Gesamtgeschichte der Securitate zu einem höchst sensiblen Unterfangen, in dem politische, gesellschaftliche und individuelle Interessen ausbalanciert werden müssen. In diesem Kontext liest sich Verderys Text als engagierte Forderung nach einem vollständigen Aktenzugang. Ihre Vorlesung zeigt jedoch auch, dass die Opfer früherer Überwachungen gehörigen Mut aufbringen müssen, wenn sie sich mit einer geheimpolizeilichen Tätigkeit auseinandersetzen wollen, die bewusst private, ja intime Grenzen überschritt (S. 164). In der Verflechtung vergangener Herrschaftsmechanismen mit ihren potentiellen langfristigen biografischen und kollektiven Folgewirkungen liegt ein besonderes Spannungsverhältnis zwischen gesellschaftlicher und historischer Aufarbeitung begründet. Die Vielfalt der Formen einer nationalen Vergangenheitspolitik, die nach radikalen gesellschaftlichen Umbrüchen weltweit erprobt wurde und wird, unterstreicht diese Brisanz.

Andreas Hilger, Hamburg

SIMON GEISSBÜHLER: Blutiger Juli. Rumäniens Vernichtungskrieg und der vergessene Massenmord an den Juden 1941. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2013, 229 S., 28 Abb., 7 Ktn. ISBN: 978-3-506-77675-4.

Die Judenverfolgung in den von Rumänien während des Zweiten Weltkrieges verwalteten Gebieten wurde nach 1945 lange Zeit von den rumänischen Historikern außer Acht gelassen. Zwar wurden kurz nach der Beendigung des Kriegs einige Quellen publiziert, wie etwa das *Schwarzbuch* von Matatias Carp (MATA-TIAS CARP: Cartea Neagră. Suferințele evreilor din România 1940–1944 [Das Schwarzbuch. Das Leiden der Juden Rumäniens 1940–1944]. București, 1947), doch zu einer systematischen Erforschung des Holocaust kam es in Rumänien bis zur politischen Wende von 1989 nicht. In den ersten Jahren nach der Machtübernahme waren die rumänischen Kommunisten bemüht, ihre exklusive politische Stellung mittels der Durchsetzung der Klassenkampfideologie zu sichern und verzichteten somit bewusst auf eine Ethnisierung des öffentlichen Raums. Ende der 1940er, und Anfang der 1950er spürten dann auch die rumänischen Juden das Echo der antisemitischen Maßnahmen in der UdSSR; später dann fiel die Erforschung der Geschichte der Minderheiten in Rumänien dem National-Kommunismus von Nicolae Ceaușescu zum Opfer. Die Relativierung oder gar die Verneinung der Teilnahme Rumäniens an der Judenverfolgung in den Jahren vor und während des Zweiten Weltkriegs findet ihren Widerhall auch in vielen Schriften rumänischer Historiker nach der Wende. Auch die westliche Geschichtsschreibung betrat dieses Forschungsfeld erst spät. Der Grund dafür lag in erster Linie in der Unzugänglichkeit der für das Thema relevanten rumänischen und moldauischen Archivquellen.

Die politische Zäsur von 1989 stellte dennoch einen Neubeginn für eine kritische Erforschung des Themas in Rumänien und in der Republik Moldau dar. Gleichzeitig ermöglichte die stufenweise erfolgte Öffnung der Archive die Einbeziehung der Geschichte der Judenverfolgung in Rumänien und in den von Rumänien verwalteten Gebieten in die internationale Holocaustforschung. Es sind hier zu erwähnen die Arbeiten von Jean Ancel, Radu Ioanid, Carol Iancu, Armin Heinen, Wolfgang Benz, Dennis Deletant, Vladimir Solonari, Mihai Chioveanu, Hiltrun Glass, Diana Dumitru, Adrian Cioflâncă u. a.

Die Publikation einer bereits beeindruckenden Anzahl von Quellen und die Untersuchung vieler wichtiger Aspekte der Geschichte der rumänischen

Juden am Vorabend und während des Zweiten Weltkriegs stellt aber nur den Anfang für eine Erforschung auf der Mikroebene dar. Dies ist auch der Beweggrund für Simon Geissbühler, sich auf das Fallbeispiel Nordbukowina und Nordbessarabien in Juli 1941 zu beschränken.

In drei Kapiteln nimmt der Verfasser auf einer breiten Quellengrundlage (Autobiographien, Memoiren, Interviews Überlebender usw.) wichtige Aspekte der Massaker an den Bukowina- und Bessarabienjuden im Juli 1941 unter die Lupe. Der Autor gliedert seine Arbeit folgendermaßen: 1. die Chronologie des Massenmordes; 2. Motive und Handlungsspielräume; 3. Methodik des Mordes; 4. Kollaborateure; 5. Mitwisser und Profiteure; 6. Opferperspektive und -profile; 7. Opferzahlen. Dabei kommt der Autor zur Schlussfolgerung, dass die Massaker an den Juden in den von Rumänien im Juli 1941 neu eroberten Gebieten die Folge eines Vernichtungskriegs waren.

Von der Mikroebene ausgehend, verfolgt der Autor abschließend die Frage nach den Gründen für den Antisemitismus in Rumänien und stellt fest, dass die Diskriminierung der Juden, die 1940–1944 in Massaker und Massenmorde mündete (nicht nur in der Bukowina, in Bessarabien und Transnistrien, sondern auch in Bukarest und in der Moldau), religiöser, kultureller und wirtschaftlicher Natur war.

Was vom Verfasser weniger berücksichtigt wird, ist der Zusammenhang zwischen dem Krieg und der unkontrollierten Gewalt. Kaum erläutert ist auch die Frage, wie die deutschen Militärbehörden die Massaker und Massenmorde an den Bukowina- und Bessarabienjuden durch die rumänische Armee und durch christliche Lokalbevölkerung beeinflussten und welche Rolle Rumänien von Nazi-Deutschland bei der Vernichtung der europäischen Juden zugeordnet war (s. dazu: HILDRUN GLASS: Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944. München 2014). Für eine eventuelle Neuausgabe des Buchs würde sich auch die Einbeziehung anderer heutzutage zugänglicher Quellen lohnen wie Personalakten der in die Massaker und Massenmorde verwickelten Offiziere im Rumänischen Militärarchiv in Pitești. Für die „Vorgeschichte“ des Holocaust, das heißt für die Geschichte der Politik des rumänischen Staats gegenüber den ethnischen Minderheiten in der Zwischenkriegszeit, inklusive gegenüber den Juden, wären zusätzlich zu der im Anhang aufgelisteten Bibliographie wichtige Arbeiten von IRINA LIVEZEANU (Cultural Politics in Greater Romania: Regionalism, Nation Building, and Ethnic Struggle, 1918–1930. Ithaca, New York, 1995) und HILDRUN GLASS (Zerbrochene Nachbar-

schaft: das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). München 1996) zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang wäre auf eine bessere Berücksichtigung der Chronologie der Geschichte Rumäniens bis 1940/41 zu achten. Auf Seite 30 behauptet der Autor fälschlicherweise, dass Rumänien bis zum Ersten Weltkrieg nur aus den historischen Regionen Walachei und Moldau bestanden habe und

dass die Dobrudscha erst 1919 Teil Rumäniens geworden sei. Dem Leser ist auch nicht ganz klar, wann und unter welchen Umständen Bessarabien seine staatsrechtliche Stellung änderte und warum der Autor von einer gesonderten, in der Tat nicht vorhandenen Region „Nordbessarabien“ spricht.

Flavius Solomon, Jassy

L. I. BORODKIN / CH. KESSLER / A. K. SOKOLOVA (Hrsg.): „Sovetskoe nasledstvo“. Otrazhenie prošlogo v social'nyh i ékonomičeskich praktikach sovremennoj Rossii. [„Das sowjetische Erbe“. Der Einfluss der Vergangenheit auf die sozialen und ökonomischen Praktiken im heutigen Russland]. Moskva: Rosspeň, 2010. 350 S., Abb., Tab., Graph. = Social'naja istorija Rossii XX veka. ISBN: 978-5-8243-1459-5.

Obwohl der Titel des Buches *Das sowjetische Erbe* nahe legt, man habe es mit einem eher politikwissenschaftlichen oder gar transformationstheoretischen Band über das postsowjetische Russland zu tun, so ist das eigentliche Thema dieses gelungenen Werkes ein ganz anderes: Das Buch verfolgt an neun sehr unterschiedlichen Beispielen soziale und ökonomische Praktiken von der sowjetischen Zeit bis heute. Dazu gehören Themen wie migrantische Saisonarbeit, Umgang mit der kostenlosen medizinischen Versorgung oder aber das Sich-Organisieren in kleinen lokalen Verbänden. Das Buch ist darüber hinaus aus einer internationalen Kooperation niederländischer und russischer Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen hervorgegangen, von denen die Mehrheit Geschichte, einige wenige Politikwissenschaft betreiben. Der Band ist in zwei Teile gegliedert, von denen sich der erste mit gesellschaftlichen Initiativen, der zweite mit Alltagsökonomie befasst. Die Beiträger des Bandes verstehen sich zum Teil ausdrücklich nicht als Anhänger und Anhängerinnen der Totalitarismusschule; stattdessen betonen sie alle das Vorhandensein einer substantiellen eigen-sinnigen Praxis in der Sowjetunion, die dann jedoch in der postsowjetischen Zeit nicht zwingend weitergeholfen habe. Nicht nur wegen der jüngsten Entwicklungen im heutigen Russland, sondern auch schon zum Erscheinungszeitpunkt des Buches im Jahre 2010 merkt man einigen der Autoren und Autorinnen eine eher nüchterne, wenn nicht enttäuschte Bestandsaufnahme der jetzigen russischen Verhältnisse an.

Paradigmatisch für eine solche Haltung ist sicher-

lich der Beitrag A.K. SOKOLOVS, der sich denjenigen Faktoren widmet, die die Sowjetunion gerade nicht von Gesellschaften „des Westens“ unterschieden habe. Die Faktoren, die er nennt (Alphabetisierung, Mobilisierung, Säkularisierung, Urbanisierung) führt er nicht alle aus, sondern beschränkt sich auf einige streckenweise sehrursorischen Überlegungen zum Mobilisierungspotenzial der beiden sowjetischen Verfassungen von 1936 und 1977. Nur schwer kann sich Sokolov mit gängigen Lesarten anfreunden, die alles, was an der heutigen russischen Gesellschaft nicht klappen würde, in die Verantwortung der Sowjetunion legt. Zugleich lehnt er eine andere, vor allem von Historikern und Historikerinnen bevorzugte Interpretation ab, die am liebsten die Jahre 1917 bis 1991 ungeschehen machen möchten und die Geschichte der russischen Föderation in die Zeit vor 1917 zurückverfolgen statt in die 1960er bis 1980er. Passend zu jenen dezidiert politischen Äußerungen schildert Sokolov die Sowjetunion in einem ausgesprochen milden Licht. Vor allem die 1970er Jahre beschreibt er als Jahre des sozialen Friedens. Die Gewerkschaften hätten sich um ihre Aufgaben gekümmert und überhaupt sei der Betrieb die „Keimzelle“ (S. 55) der sowjetischen Gesellschaft gewesen, um die herum sich nicht nur Produktion und Konsumption, sondern auch Kultur, Sport und Freizeit gruppiert hätte.

Sokolovs für den Anfang des Sammelbandes nachgerade gewagte Thesen werden dann allerdings im Laufe des Bandes von den Autoren und Autorinnen der zweiten Hälfte durchaus eingeholt. Sie alle teilen die Auffassung, dass es in der Sowjetunion viel Initiative von unten gegeben habe, die auf freiwilliger Basis erfolgt sei und keineswegs im Gegensatz zum Staat gestanden habe. So kann etwa NOVIČENKO in seiner sehr lesenswerten Studie über gesellschaftliche Organisationen in Moskau an einer Reihe von Beispielen die Eigeninitiative vor allem innerhalb von Nachbarschaften darlegen. Vor allem seit den 1950ern hätten sich Bewohner und Bewohnerinnen zusammengeschlossen, um Kindergärten oder Parks zu errichten. Örtliche Handwerker ver-

richteten Elektro- oder Klempnerarbeiten für die Häuserblocks, in denen sie wohnten, freiwillig in ihrer Freizeit, statt darauf zu warten, dass die staatlichen Komitees aktiv werden würden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang der gesellschaftlichen Selbstorganisation, laut NOVICHENKO, die Rentenreform sowie die Verkürzung der Wochenarbeitszeit Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre. Das neue Maß an Freizeit habe es Rentnern wie Werktätigen erlaubt, gesellschaftlich aktiv zu werden und ihre Umwelt bewusst mitzugestalten. Alle diese Organisationsformen waren im strengen Sinne halb-legal, sie gründeten sich nicht als Vereine (zwischen 1957 und 1986 gab es derer nur elf an der Zahl), sondern bildeten kleine Graswurzelgruppchen. Die Tätigkeiten dieser zunächst selbst organisierten Gruppen wurden dann im Laufe der späten 1960er vom Staat übernommen und damit, so Novichenko, faktisch anerkannt.

Der Vorzug dieses Sammelbandes liegt sicherlich in seiner Leistung, (Alltags-)Praktiken aus der Sowjetunion bis in die heutige Zeit zu verfolgen. Schlagend ist an dieser Stelle die Untersuchung KONOVALOVAS über die (post-)sowjetische Gesundheitsversorgung. Die Präsenz informeller Bezahlungen im postsowjetischen Gesundheitswesen ist beeindruckend, zumal dabei aus eigener Tasche zusätzliches Geld für Leistungen aufgebracht wird, die eigentlich vom heutigen russischen Gesundheitswesen abgedeckt sind. Zugleich können sich in Russland privatärztliche Leistungen jenseits von Schönheitsoperationen kaum durchsetzen. Auch Gutsituierte schätzen die Erfahrung der Kassenärztinnen und -ärzte an den Polikliniken und versuchen sich eine überdurchschnittlich gute Behandlung durch Zusatzzahlungen zu garantieren. Die Praxis solcher informellen Zahlungen, die von Konovalova explizit nicht als Bestechung besprochen wird, stammt aus der sowjetischen Ära, als zum Beispiel der Mangel an nötigen Medikamenten durch Geschenke oder – seltener – Barzahlungen versucht wurde auszugleichen. In der Sowjetunion zahlte man also für nicht vorhergesehene Leistungen, heute im post-sowjetischen Raum für eigentlich garantierte Leistungen. Gemeinsam ist beiden Praxen die Selbstverständlichkeit, mit

der man als Patient, bewaffnet mit Blumenstrauß, Konfekt und Geldscheinen, zu Arzt oder Ärztin geht.

Eine andere Praxis, die sich in verwandelter Form aus der sowjetischen Zeit bis heute erhalten hat, ist die Tradition der saisonalen Wanderarbeit. In seinem Artikel über Arbeitsbrigaden von den 1950er Jahren bis heute interessiert sich T. JA. VALETOV vor allem für die Unterschiede zwischen den sowjetischen Brigaden der *Šabašniki* und den postsowjetischen Wanderarbeitern. Diese Unterschiede liegen seiner Meinung auf der Hand. Während in der UdSSR sich *Šabašniki* häufig aus städtischen Intellektuellen rekrutiert hätten, so seien es heute sehr oft Brigaden aus Zentralasien und Kaukasien, die intensiv für wenige Monate im Jahr zumeist auf dem Bau arbeiten würden. In der Sowjetunion fuhren diese Brigaden häufig aus den Zentren in die Peripherien, wohingegen jetzt die Bewegung in umgekehrter Richtung beziehungsweise sogar mehrheitlich von den Rändern nach Moskau verlaufe. Bestechend sind Valetovs Äußerungen über das große Maß der Eigeninitiative sowjetischer Brigaden, die dann in stabile, über Jahre andauernde kollektive Arbeitsstrukturen gemündet hätten, wohingegen heutige Brigaden eher individualisiert, fremdbestimmt und von kurzer Dauer seien. Auch er bestätigt somit Sokolovs Thesen vom Beginn des Sammelbandes, der die Eigeninitiative sowjetischer Bürger und Bürgerinnen nachgerade rühmt.

Der Sammelband steht somit in einer Tradition neuerer Forschungsliteratur, die die 1970er Jahre nicht mehr als Jahre der Stagnation ansieht, sondern als Zeit, in der die Sowjetunion zu sich selbst gekommen sei. Das mag für einen Sammelband mehrheitlich sowjetischer Herkunft weniger außergewöhnlich sein als für solche westlicher Provenienz noch bis vor wenigen Jahren. Was diesen Band jedoch auszeichnet, sind die faszinierenden Porträts sowjetischen Alltags einerseits sowie die Frage nach Beharrlichkeit, Anpassung und Verlust sowjetischer Praxen, die so verschwunden und zugleich nicht totzukriegen sind.

Alexandra Oberländer, Bremen